

dialog



Berührung

SUBJEKT und OBJEKT. FOTO RHEIN RUHR

 KUNSTHALLE
DÜSSELDORF

21.3. –
14.6.2020



Thorsten Nolting,
Diakoniefarrer

Liebe Leserinnen und Leser

Als wir uns für das Thema „Berührung“ entschieden haben, war Corona noch ganz weit weg. Ausgewählt haben wir das Thema also nicht wegen Corona, sondern weil wir über einen Zwiespalt nachdenken wollten, der uns in der Arbeit mit Menschen und als Gesellschaft beschäftigt: Auf der einen Seite scheint die Vorsicht im Umgang mit Berührung in der Gesellschaft zuzunehmen, auf der anderen Seite ist es aber für uns eine alltägliche Selbstverständlichkeit, in den Kindertagesstätten, im Pflegeheim oder in der Jugendhilfe Menschen zu berühren und berührt zu werden.

Mitte März mussten wir die meisten unserer Einrichtungen wegen des Virus schließen oder den Zugang stark einschränken – viele Texte für dieses Magazin waren da bereits geschrieben. Wir haben intensiv darüber diskutiert, ob wir das Erscheinungsdatum des Magazins verschieben oder das Thema aufgeben sollten. Wie Sie sehen, haben wir uns dagegen entschieden. Und so finden Sie im Magazin jetzt eine Mischung aus Corona-unabhängigem Nachdenken und durch die Erfahrung der Corona-Krise geprägten Texten. Denn aus unserer Sicht liegt hier auch ein Hinweis auf die Zukunft, in der wir sicher anders – aber eben nicht ganz anders mit Berührungen umgehen werden.

Der unmittelbare Kontakt, der in einer Berührung liegt, ist eine wunderbare Möglichkeit, Gefühle auszudrücken und Nähe zu zeigen. Sich das nicht aus Sorge oder aufgrund negativer Vorerfahrungen nehmen zu lassen, muss ein Ziel unseres Miteinanders sein. Über den Weg zu einer positiven Selbstverständlichkeit wird in dialog No. 3 nachgedacht.

Dies ist zugleich meine letzte Ausgabe, da mich mein beruflicher Weg zur Diakonie München und Oberbayern führt. Für mich war es sehr erfüllend, 17 Jahre für die Diakonie Düsseldorf und im Evangelischen Kirchenkreis zu arbeiten. Das Engagement der Mitarbeitenden, der Leitungskräfte und des Kuratoriums hat mich begeistert und angespornt. Für das konstruktive Miteinander der Wohlfahrtsverbände und Initiativen, mit Ehrenamtlichen und besonders auch mit den Verantwortlichen bei der Stadt für die Menschen in Düsseldorf bin ich sehr dankbar.

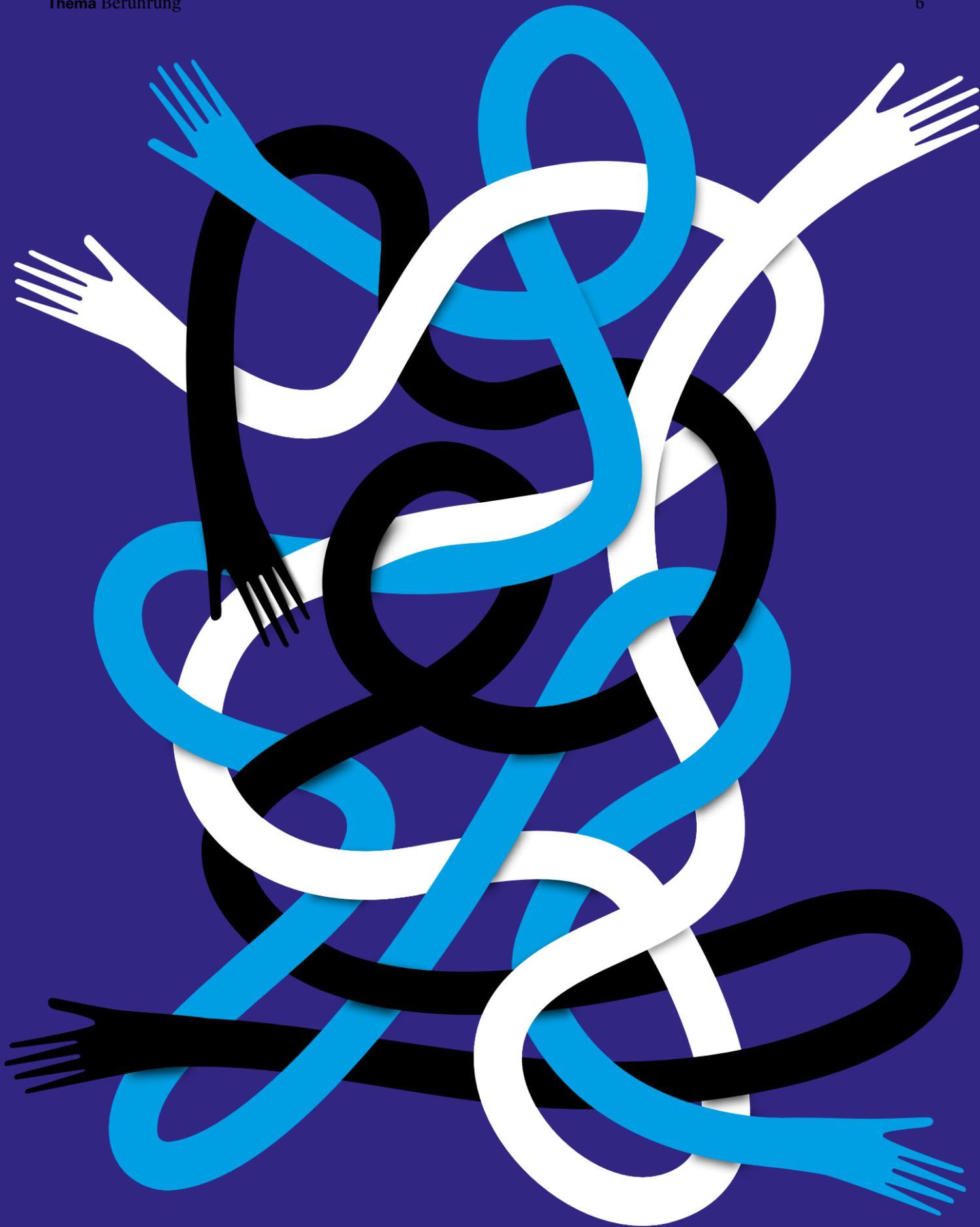
Alles Gute und Gottes Segen

Ihr Thorsten Nolting

Thema Berührung

- 6 Die Fülle des Menschseins**
Philosoph und Bestsellerautor Wilhelm Schmid
über die Kraft der Berührung
- 11 Dem Geheimnis des Lebens auf der Spur**
Ein Beitrag von Bischöfin Kirsten Fehrs, Hamburg
- 12 Zwischen Privatheit und Anonymität**
Die Fotografien Beat Streulis
- 22 Rosi & Pepper**
Roboter im Pflegeheim
- 28 Kinder suchen Nähe**
Kitas sind Orte, an denen Berührungen dazugehören.
Wie sieht das im Alltag aus?
- 32 Practicing Empathy**
Bettina Masuch, Intendantin des tanzhaus nrw,
über Berührung in berührungslosen Zeiten
- 34 Grenzen aufzeigen!**
Welche Berührungen gehen zu weit?
Sozialwissenschaftlerin Dr. Monika Schrötle gibt Antwort
- 37 Rücken wir dem Tod auf die Pelle**
Ein Gastbeitrag von Schauspielerinnen Johanna Gastdorf
- 38 Touch me not!**
Gastautorin Lillian Ikulmet flippt immer ein bisschen aus,
wenn sie berührt wird
- 40 Jung, erfolgreich, ausgegrenzt**
Wie das Kastensystem den Alltag der Menschen in Indien beherrscht
- 44 Wo die wilden Kerle trainieren**
Bei Kampfspiele gehen Jungs auf Tuchfühlung
- 48 Sprechen Sie Finnjanisch?**
An der Oberlinschule in Potsdam spricht jedes Kind
seine ganz persönliche Sprache
- 52 Zurück in die reale Welt**
Wenn die Onlinewelt mehr berührt als die Wirklichkeit
- 55 Verloren in der digitalen Welt**
Sind wir nicht alle ein bisschen mediensüchtig?
- Diakonie Düsseldorf
Miteinander!**
Jugend und Familie
Arbeit und Soziales
Leben im Alter
- 58 Mut und Hoffnung
in schweren Zeiten**
Hilfe in der Corona-Krise
- 60 Sitzt, passt, wackelt und hat Luft**
An der Alfred-Herrhausen-
Schule steht Nachhaltigkeit
hoch im Kurs
- 63 Direkter Draht zu den Kita-Eltern**
Diakonie testet Kita-App
- 64 „Ich habe keinen Hass auf sie“**
Kindern suchtkranker Eltern
müssen oft früh Verantwortung
übernehmen
- 66 Wenn Mütter ihre Kinder
zurücklassen müssen**
Eine Betroffene erzählt
- 68 So ein Zirkus**
Seniorinnen und Senioren be-
weisen, dass Einradfahren nicht
nur etwas für die Jugend ist
- 70 Mit dem Avatar nach Passau**
Eine Spielkonsole speziell fürs
Pflegeheim
- 72 Ein Freund, der uns fehlen wird**
Weggefährten verabschieden
sich von Diakoniepfarrer
Thorsten Nolting
- 74 Kurz und knapp**
- 74 Impressum**

Aenne Biermann, Helga, um 1930, Museum Folkwang, Essen



Die Fülle des Menschseins

Ob sinnlich, seelisch oder geistig: Berührung stellt Beziehungen und Zusammenhänge her. Wenn Berührungen fehlen, können Sinnleere und Verunsicherung die Folge sein. Ein Interview mit dem Philosophen und Bestsellerautor Wilhelm Schmid.

Herr Professor Schmid, als philosophischer Seelsorger waren Sie regelmäßig ehrenamtlich in einem Krankenhaus im Einsatz. In Ihrem Buch „Von der Kraft der Berührung“ beschreiben Sie, dass alte Menschen manchmal Ihre Hand nicht mehr loslassen wollten. Woran lag das?

Für sie war die Berührung eine Aufhebung der Einsamkeit. Oft ist es so, dass, wenn man die Hand hält, ein direkter Kontakt entsteht. Es fließt weitaus mehr Energie, als wenn wir etwa auf eine Distanz von fünf Metern miteinander reden. Das zeigt schon, dass es gute Gründe dafür gibt, sich Berührung zu wünschen: Durch sie erhalten wir mehr Energie, und die können gerade ältere Menschen gebrauchen.

Welche Kraft geht noch von Berührung aus?

Wenn sie willkommen und gewünscht ist, macht sie Menschen zuversichtlich und mutig und gibt ihnen neben Energie auch Selbstvertrauen. Sie kann zudem Beziehung schaffen; das wissen alle, die den Beginn einer Liebesbeziehung erlebt haben, die oft mit einem Kuss anfängt. Neurobiologen haben herausgefunden, dass Berührung uns stärkt, weil der Körper Hormone wie Oxytocin ausschüttet. Man kann es auch künstlich erzeugen, als Spray in der Apotheke kaufen und einem nahestehenden Menschen in die Nase sprühen, damit der sich einem stärker verbunden fühlt. Ich rate aber dazu, nicht so viel Geld auszugeben, sondern es auf konventionelle Weise zu versuchen. Das dürfte auch anhaltender sein. (lacht)

Forscher haben herausgefunden, dass körperliche Berührung auch das Immunsystem stärkt. Inwiefern?

Mit der bloßen äußeren Berührung entstehen biochemische Wirkungsketten im Körper, die bei Babys und Kleinkindern maßgeblich am Aufbau des Immunsystems beteiligt sind. Es ist eine noch recht junge Erkenntnis, dass das Immunsystem ohne Berührung kaum Widerstandskraft gegen Infekte ausbildet. Früher war die Kindersterblichkeit in Findelhäusern daher exorbitant hoch. Aber auch bei Erwachsenen ist es sehr wichtig, das Immunsystem durch Berührung zu stärken. Es ist entscheidend als Bollwerk gegen die Entstehung von Krebs. Es spricht also einiges dafür, Berührung bloß nicht zu vernachlässigen und auf eine Grundversorgung zu achten.

Wie gelingt das Menschen, die allein und in keiner Partnerschaft leben?

Das Schönste ist natürlich, wenn Berührung mit Liebe und Freundschaft einhergeht. Aber es gibt auch andere Möglichkeiten: Auch beim Streicheln von Hunden können Endorphine ausgeschüttet und Stress abgebaut werden. Hunde lieben nichts mehr als Berührung und kennen da fast keine zeitliche Grenze. Auch Körpertherapien – Massagen etwa – bieten Berührungen. Und in jeder mittleren und größeren Stadt gibt es Kuscheipartys, bei denen man Berührung mit wildfremden Menschen üben kann. Das sind keine sexuellen Veranstaltungen, es geht nur um Berührung. Jedem steht zudem der Gang zum Friseur zur Verfügung, bei dem die Kopfhaut berührt wird. Und dann ist für alle die Berührung durch Wasser möglich, beim Baden und Duschen.

Sie schreiben, „das ganze Menschsein“ hänge von Berührung ab. Worin besteht diese Tiefendimension?

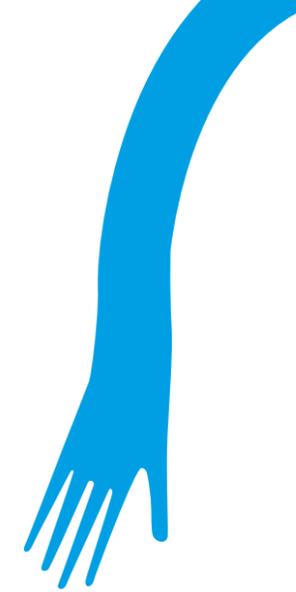
Mir liegt nicht so sehr an der Theorie, sondern an der Praxis. Menschen, die eine ganze Weile keine Berührung erlebt haben, keine streichelnde Hand, keine Umarmung, spüren oft eine Verunsicherung und Sinnleere. Andererseits gilt: Ich spüre das Leben, weil ein anderer Mensch mich berührt und ich umgekehrt andere Menschen berühren darf. Berührung schafft Zusammenhänge. Sie kann jedoch auch sehr gewaltsam sein. Es gibt eine große Spannweite, und wir haben heute Grund dafür, uns mit unwillkommener und gewaltsamer Berührung auseinanderzusetzen, weil die offenkundig ein viel größeres Ausmaß hat als bisher angenommen.

Beispiele aus jüngster Zeit sind die Me-Too-Debatte und sexuelle Gewalttaten gegenüber Minderjährigen. An welche weiteren Formen denken Sie?

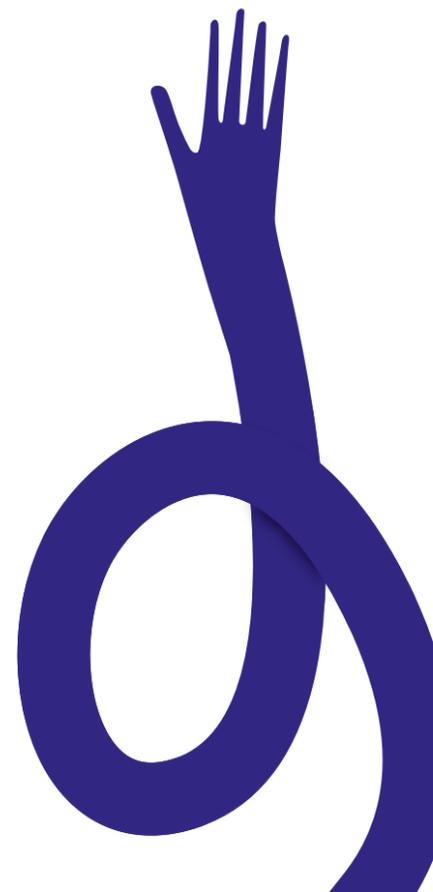
Ich bin 67 Jahre alt und habe noch eine Kindheit erlebt, die teilweise gewaltsam war. Wir sind von Autoritätspersonen wie der Lehrerin an der Grundschule geschlagen worden. Das zeigt: Die Kraft der Berührung kann auch eine negative sein, die Menschen bedrückt, niederdrückt und demütigt. Die Nötigung zur Berührung ist ein Akt der Gewalt. Unerwünschte Berührungen erzeugen Scham oder gar Abscheu. Sie blockieren Kräfte und rauben einem Menschen Energien, die nicht so ohne weiteres wiederzugewinnen sind.

Welche Formen der Berührung gibt es neben der körperlichen?

Zum einen die seelische Berührung. Wenn ich tief in meinen Gefühlen von etwas berührt bin, kann es das ganze



„Ich spüre das Leben, wenn ein anderer Mensch mich berührt und ich umgekehrt andere berühren darf.“



Menschsein durchdringen. Seelische Berührung ist verbunden mit Gefühlen; etwas regt unsere Energie an, in der Erotik zum Beispiel. Auch bei der seelischen Berührung gibt es eine große Spannweite. Wenn uns etwas außerordentlich berührt, kann es Gänsehaut erzeugen. Abschreckendes wie Ekel oder Leidvolles dagegen kann uns sehr unangenehm berühren.

In Ihrem Buch erwähnen Sie zwei weitere Formen: die geistige und transzendente Berührung. Was verstehen Sie darunter?

Geistige Berührung ist die Berührung in Gedanken – etwa durch ein Gespräch oder ein Buch, das einen nachhaltig beschäftigt. Wir nehmen die Gedanken eines Autors auf, den wir womöglich nicht einmal kennen. Es kann auch bei der Lektüre eines Sachbuchs passieren, dass wir außerordentlich berührt werden: wenn wir beispielsweise bestaunen, was in der Bienenwelt so alles geschieht.

Man kann beim Lesen eine Gänsehaut bekommen oder bei einem Kinofilm zu Tränen gerührt sein. Die geistige Berührung hat also auch körperliche Auswirkungen?

Die Sphären sind nicht getrennt. Wir können mit einem Menschen intensive körperliche Berührung haben, intensiv fühlen und uns auch sehr viel dabei denken. Bei einer solchen Erfahrung ist die Fülle des Menschseins angesprochen. Das sind die stärksten Erfahrungen, die wir überhaupt machen können. Häufiger sind die Situationen, in denen nur der Körper, nur die Seele oder nur der Geist betroffen sind. Auch das sind starke Erfahrungen, sie schöpfen aber nicht die Fülle des Menschseins aus.

Was zeichnet die vierte Form – die transzendente – Berührung aus?

Es ist eine Berührung, die über unsere gewöhnliche endliche Erfahrung hinausgeht. Innerhalb einer Religion ist das möglich, es muss aber nicht mit dem religiösen Phänomen im engeren Sinne einhergehen. Es kann sich auch um spirituelle und kosmische Erfahrungen handeln: Wenn ich abends auf dem Balkon stehe, zu den Sternen hochschaue und mir überlege, wie viele Sterne es wohl sein mögen, kann mich ein Schauer erfassen. Ich kann zutiefst davon berührt sein, dass ich als kleines endliches Wesen inmitten einer solch unglaublichen bewundernswerten Unendlichkeit existieren darf. Das meine ich mit transzendenter Erfahrung. Wer sie macht, auch indem er sich durch Meditieren oder Beten fürs Unendliche öffnet, ist oft erfüllt von neuer Energie.

Leben wir in einer Gesellschaft, die sich berühren lässt?

Wenn wir Urlaub zum Beispiel in Italien oder Spanien machen, merken wir, dass wir es mit warmherzigeren Gesellschaften zu tun haben und Berührungen eher zum Alltag gehören als in Deutschland. Es gibt also berührungstärkere Gesellschaften, in denen man sich eher am Arm oder an der Schulter fasst und sich umarmt. Die Gründe dafür wären noch näher zu untersuchen. Klar ist aber: Menschen berühren heute auch in Deutschland oft etwas: ihre elektronischen Geräte. Die werden gestreichelt und ganz häufig angefasst, sodass ich aus manchen Familien schon den Aufschrei höre: Touch mich mal – und nicht immer dein Touchpad.

Sehen Sie Berührungsängste in der Gesellschaft?

Ja, sie spielen eine sehr starke Rolle. Selbst in Partnerschaften kommen unangenehme und unwillkommene Berührungen vor. Auch wenn es sich um eine berührungstarke Beziehung handelt, heißt das nicht, dass Berührung zu jeder Tag- und Nachtzeit von allen Beteiligten willkommen ist. Daher meine ich: Wir brauchen eine Kunst der Berührung, die eine Sensibilität dafür entwickelt, wann welche Berührung gegenüber welchem Menschen angemessen ist. Eine solche Sensibilität ist nie ausgebildet worden. Das Bewusstsein dafür, dass wir sie brauchen, verdanken wir auch der Me-Too-Bewegung. Sie hat uns vor Augen geführt, dass sich jede und jeder Gedanken machen sollte, welche Berührung gegenüber welchen Menschen in welchem Maße angemessen ist. Was ich beobachte, ist, dass immer mehr Menschen Angst vor Berührung haben. Eine Grundschullehrerin sagte mir neulich, sie nehme kein Kind mehr in den Arm und lege auch keine Hand mehr auf die Schulter eines Kindes, weil es sofort Missverständnisse zur Folge haben könnte. Das ist jammerschade, denn alle Eltern wissen: Wenn kleine Kinder in die Schule gehen, wollen sie auch mal von der Lehrerin in den Arm genommen werden oder die Hand verständnisvoll auf die Schulter gelegt bekommen.

Wie lässt sich die Kunst der Berührung einüben?

Wir können uns selbst fragen: Wie ist das für mich, wenn mich ein geliebter Mensch berührt? Meine Kinder mich berühren? Mein Arbeitskollege? Wann tut mir das gut? Wann ist es mir zu viel? Indem ich stärker beobachte, wie das bei mir ist, gewinne ich eine Sensibilität dafür, wie sich das bei anderen verhalten könnte. Ich weiß dann immer noch nicht, wie genau es bei anderen ist, aber ich

habe einen Eindruck davon, dass Phänomene, die ich an mir wahrnehme, womöglich auch bei anderen vorhanden sind. Dann kann ich gezielter nachfragen oder hinfühlen, hinspüren.

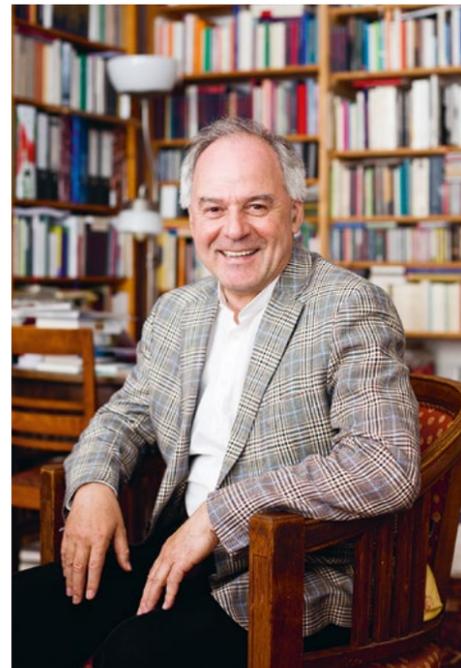
Gab es Situationen, in denen sie Berührung nicht ertragen konnten?

Zuletzt in der U-Bahn. Ich habe mich neben einen Mann gesetzt, der breitschultrig und breitbeinig dasaß und nicht die geringsten Anstalten unternahm, sich auch nur einen Millimeter kleiner zu machen. Leider mangelt es bei vielen an Einfühlung. Und wenn meine Beobachtung mich nicht trügt, trifft das häufiger auf Männer zu als auf Frauen.

Gespräch Thomas Becker

Illustration Fons Hickmann M23

Foto Thomas Koy



Wilhelm Schmid, geboren 1953, lebt als freier Philosoph in Berlin und lehrte bis zur Altersgrenze Philosophie als außerplanmäßiger Professor an der Universität Erfurt. Viele Jahre lang war er als Gastdozent in Riga und Tiflis sowie als „philosophischer Seelsorger“ an einem Krankenhaus bei Zürich tätig. Seine Vortragstätigkeit ist umfangreich und führt ihn seit 2010 auch nach China und Südkorea. Im Jahr 2019 erschien sein Buch „Von der Kraft der Berührung“ (Insel Verlag).

Berührung macht lebendig, und Leben braucht Berührung. Das war mein Grundgedanke, als ich anfang an diesem Text zu arbeiten. Berührung – so elementar, so zentral, so lebensnotwendig. Kein Neugeborenes überlebt, wenn man ihm nach der Geburt den Körperkontakt dauerhaft verweigert. Wer über Berührung nachdenkt, ist dem Geheimnis des Lebens auf der Spur. Das wollte ich Ihnen gern nahebringen. Und dann kam das Virus.

Während ich dies schreibe, heißt die eindringliche Botschaft: Berührung macht krank. Bitte unterlassen Sie das Händeschütteln. Schulen, Kitas, Geschäfte, Cafés, Kinos, Spielplätze ... überall, wo Menschen sich zu nahe kommen könnten, wird die Tür abgeschlossen. Das Coronavirus zwingt zum Social Distancing, Berührung ist zur Gefahr geworden. Deutlicher hätte sich kaum zeigen können, wie sehr Nähe und Berührung menschliches Leben ausmachen. Das Leben steht Kopf ohne sie, an manchen Stellen auch still. Nun schreibe ich es also erst recht: Berührung macht lebendig, und wenn sie nicht sein darf, dann funktioniert kaum noch etwas wie gewohnt.

Am Anfang war Berührung, damals, als Gott den Menschen erschuf. Als es nur staubiges Land und Feuchtigkeit gab, die aus der Erde aufstieg. Da nahm Gott von der durchfeuchteten Erde und formte daraus den ersten Menschen. Wie ein Töpfer mit seinen Händen dem Ton das gewünschte Aussehen gibt, so gestaltete Gott den Menschen. Schöpfung ganz handfest. So erzählt es die Bibel (Genesis 2).

Aus Gottes Berührung wird Leben. Was vorher leblos war, beginnt zu atmen, sich zu bewegen, wird ein eigenständiges Wesen. Aus der Seelsorge in Notfallsituationen wissen wir: Wenn die Schockstarre keine Worte mehr durchlässt, dann erreicht manches Mal nur noch eine einfühlsame

Dem Geheimnis des Lebens auf der Spur

Jesus war ein berührender Mensch. Seine Begegnungen mit den Menschen sind oft Berührungsgeschichten. Niemand war für ihn unberührbar. Er ging gerade zu denen, die in den Augen vieler als „verkeimt“ gelten würden. Er heilte mit Spucke und Staub und eigenen Händen. Er segnete die Kinder, indem er sie herzte und ihnen die Hände auflegte. Überhaupt, der Segen mit seinen Gesten: die aufgelegten Hände, die zum Segnen erhobenen Hände, die dazu gesprochenen Worte – das alles will Körper, Geist und Seele berühren und zum Leben verhelfen. Wie bedauerlich, dass auch Konfirmationen in diesen Wochen verschoben werden müssen! Bedeutet doch der unter Handauflegung zugesprochene Segen für das ganze Leben so unendlich viel. Auch das ist Berührung, die zum Leben helfen will.

Während wir auf die Rückkehr der körperlichen Berührung warten, bleiben doch die Worte. Die Bibel ist voll von Trost-, Mut- und Hoffnungsworten, die berühren wollen. Jesus hat sie gesagt, damit wir gestärkt und getrost durch Zeiten wie diese gehen können. „Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden“ (Matthäus 5,4). Oder: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ (Johannes 16,33). Jesus verspricht Nähe und Tröstung – sodass auch wir in getroster Gemeinschaft beieinander sein können; wenn auch nicht in einem Raum, so doch geschwisterlich über ebensolche Hoffnungsworte miteinander verbunden und getragen. Denn im Anfang war die Berührung.



Bischöfin Kirsten Fehrs, Hamburg
Foto Marcelo Hernandez

Berührung den erschütterten Menschen. Wenn die anderen Sinne versagen, wenn einem Hören und Sehen vergehen, dann sprechen Hände, die Kontakt zur Realität herstellen und Halt geben. Berührung kann das Leben zurückkehren lassen. Und Berührungsängste zu überwinden und sich für die Berührung des anderen zu öffnen, kann zur lebenserhaltenden Maßnahme werden. Deswegen suchen wir in diesen Krisentagen so dringend nach Wegen, wie Menschen sich berühren können, ohne sich zu berühren: wenigstens an Herz und Seele, zum Trost, zum Schutz, zur Hoffnung – Berührung ist ein echtes Grundbedürfnis.

Zwischen Privatheit und Anonymität

Text Gregor Jansen,
Direktor Kunsthalle Düsseldorf
Fotos Beat Streuli

Der international bekannte Fotograf Beat Streuli ist seit 30 Jahren auf der ganzen Welt unterwegs und fotografiert mit großer Beständigkeit Menschen im städtischen Umfeld. Seine Motive pendeln zwischen Privatheit und Anonymität, wobei der Mensch im urbanen Umfeld eine Konstante ist. Die Fotografien zeichnen ein Bild der städtischen Gegenwart und leisten einen künstlerischen wie auch dokumentarischen Beitrag zum aktuellen Diskurs über urbane, multi-kulturelle Gesellschaften, in denen momentan nahezu weltweit aufgrund des Corona-Virus eine Kontaktsperre gilt.

Die konzeptuelle Nüchternheit in Streulis Beobachtung macht gerade jetzt besonders deutlich, wie wesentlich Nähe als soziale Ebene des Zwischenmenschlichen und wie wichtig Berührung für uns Individuen ist. Der Mensch ist ein geselliges Tier, als zoon politicon hat Aristoteles es bereits erkannt. Auf sozialer und politischer Ebene ist es abhängig vom Interagieren, von der Bewegung, von Kommunikation und Kontakt, letztlich von Berührungen jeder Art. Zugleich sträuben sich Beat Streulis Aufnahmen in der heutigen mediengeprägten Gesellschaft gegen die Bilderflut der Werbewelt und die massive Reizüberflutung. Seinen Bildern und den aus bestimmten Szenarien herausgelösten Personen kann man sich nur in Ruhe, nahezu zärtlich nähern. Einer Ruhe, die guttut und die Menschen in den Mittelpunkt einer hektischen, unruhigen und für viele unsicheren Zeit stellt. Überall auf der Welt, egal wo.

Beat Streuli ist ein Künstler aus der Schweiz, der seit den 1990er Jahren weltweit Foto- und Videoinstallationen realisiert, in deren Zentrum Bewohnerinnen und Bewohner der großen Städte stehen. Mit seiner Kamera folgt Streuli einem globalen Menschenstrom, und oft werden die Aufnahmen anonymer Passantinnen und Passanten und deren Alltag von Plakatwänden oder von den Fassaden öffentlicher Gebäude wieder zurück in den urbanen Raum gespiegelt. Diese Interaktion steht zum Beispiel auch im Kern der Installation, die seit 2000 an der Stadtsparkasse in Düsseldorf zu sehen ist. Die Aufnahmen stammen aus seiner Publikation „Fabric of Reality“, die kürzlich bei Lars Müller Publishers, Zürich, erschienen ist.











Rosi

Text Anne Wolf Fotos David Ertl/Kira Küster



& Pepper

Im Arnold-Overzier-Haus der AWO in Köln ist eine Roboterrobbe zum Kuschneln im Einsatz, im Dorothee-Sölle-Haus der Diakonie in Düsseldorf dreht ein humanoider Roboter seine Runden. Körperlichen Kontakt können sie nicht ersetzen – aber dabei helfen, dass ältere Menschen sich besser fühlen.

Sie hat einen Augenaufschlag drauf, der auch die härtesten Männerherzen zum Schmelzen bringt. Der silbergraue Kopf richtet sich vorsichtig auf, Rosi gibt ein leichtes Quieken von sich und spätestens, wenn die schwarzen Augen mit den langen Wimpern aufklappen, wird klar, warum Rosi Rosi heißt und nicht – sagen wir einmal – Karl-Heinz. Rosi ist der heimliche Star im Arnold-Overzier-Haus der AWO in der Kölner Süd-

stadt. Fast alle finden sie toll, auch die Männer im Pflegeheim. Für Leiterin Elisabeth Römisch, die sich für die Anschaffung der Robbe beim Förderverein starkgemacht hat, kam dieser Zuspruch von männlicher Seite anfangs eher unerwartet. Aber Kuschneln ist eben nicht nur Frauensache.

Rosi ist ein Roboter in Robbenform. Ein Stofftier mit Festplatte im flauschigen Bauch, das die Bewohnerinnen und Bewohner kraulen können, ohne dass es die Geduld verliert. Rosi, deren Werksname Paro lautet, ist eine der wenigen künstlichen Intelligenzen, die es bisher in der Pflege gibt. Künstliche Intelligenz, das meint: Ausgestattet mit Sensoren an Bauch, Rücken oder den filigranen Bart-



Rosi ist eine der wenigen künstlichen Intelligenzen, die es bisher in der Pflege gibt. Sie spürt, wie ein Mensch mit ihr umgeht, und reagiert entsprechend anhänglich oder abweisend.

haaren, die jede Reaktion registrieren, lernt Rosi täglich dazu: Sie kann Stimmen erkennen und reagiert verhalten, wenn sie einen Menschen zum ersten Mal trifft, und lebhafter, wenn ein Mensch sie schon öfter auf dem Schoß hatte. Sie spürt, ob ein Mensch sie sanft streichelt oder grob behandelt, und reagiert entsprechend anhänglich oder abweisend. Und sie hat im Arnold-Overzier-Haus gelernt, dass es Schlafenszeit

ist, wenn das Licht ausgeht. Dann klappt Rosi ihre großen schwarzen Augen bis zum nächsten Morgen zu.

Was ein Roboter können sollte und was besser nicht, prägt derzeit die öffentliche Debatte. Einem Menschen zu suggerieren, es handele sich bei einem Roboter um ein echtes Lebewesen, gehört eher in die zweite Kategorie. Aber tut Rosi das? Macht sie den Menschen etwas vor? Römisch sagt: „Nein“, den Seniorinnen und Senioren im Haus sei durchaus bewusst, dass es sich bei Rosi um eine Künstliche Intelligenz handelt. Aber viele ließen sich gerne auf das Spiel ein. Römisch zitiert dazu eine Bewohnerin, die der Robbe ins Ohr flüsterte: „Ich weiß, dass du nicht echt bist, aber das ist mir egal.“



Zum Kuscheln eignet sich Pepper nicht so gut. Wer dem humanoiden Roboter über den Kopf streichelt, muss damit rechnen, dass er sich schlapplacht.

„Und auch wenn es so wäre. Was spricht dagegen?“, sagt Haptikforscher Martin Grunwald, Autor des Buches „Homo hapticus: Warum wir ohne Tastsinn nicht leben können“. Grunwald ist überzeugt: „Wenn Menschen ein gewisses Maß an Berührung nicht bekommen, fehlt ihnen etwas.“ Gerade ältere Menschen hätten ein großes Bedürfnis nach Körperkontakt, drückten Pflegekräfte im Flur an sich, wollten Hände gar nicht mehr loslassen, streichelten über Handrücken.

Für Grunwald ist das eine Entwicklung, die das Alter mit sich bringt: Die Partnerin oder der Partner ist vielleicht bereits gestorben, Kinder, die einen kräftig drücken können, leben weit weg. Die Kuschelrobbe hat für ihn deshalb durchaus Potenzial. „Was Berührungsreize angeht, sind wir ziemlich robust konstruiert – auch eine Kuschelrobbe kann positive Emotionen in uns wecken“, sagt Grunwald. Ersetzen kann die Robbe den Menschen seiner Meinung nach allerdings nicht. „Der zwischenmenschliche Kontakt regt einfach ein deutlich größeres sensorisches Spektrum an als ein Roboter.“

„Was Berührungsreize angeht, sind wir ziemlich robust konstruiert, auch ein Roboter kann Emotionen wecken.“

Ersetzen will auch Römisch den Menschen durch die Robbe nicht. Tatsächlich sei sie am Anfang sehr skeptisch gewesen, ob sie Rosi überhaupt anschaffen sollte. „Aber nachdem ich sie im Einsatz gesehen habe, hat sich das geändert.“ Für sie zählt nur eines: „Rosi wirkt beruhigend auf die Bewohnerinnen und Bewohner. Vielen geht es besser, wenn sie sie streicheln können.“ Regeln für den Einsatz der Robbe gibt es dennoch: Ist sie unterwegs – dann immer gemeinsam mit einer Kraft vom Sozialen Dienst. Und wer keine Lust hat, muss nicht mitmachen. Schließlich, das sagt auch Grunwald, ist nicht jeder Mensch gleich kuschelbedürftig. „Da ist der Bedarf sehr unterschiedlich.“

Pepper richtet sich auf, öffnet seine glänzenden schwarzen Augen, reckt den Hals, als hätte er einen steifen Nacken, ballt die Hände zu Fäusten und löst sie wieder, fixiert dann sein Gegenüber. „Nur zu, sprechen Sie mit ihm, keine Angst.“ Frank-Oliver Monen, Betreuungsassistent im Dorothee-Sölle-Haus der Diakonie in Düsseldorf, nickt aufmunternd. „Hallo Pepper, wie alt bin ich?“, fragt eine

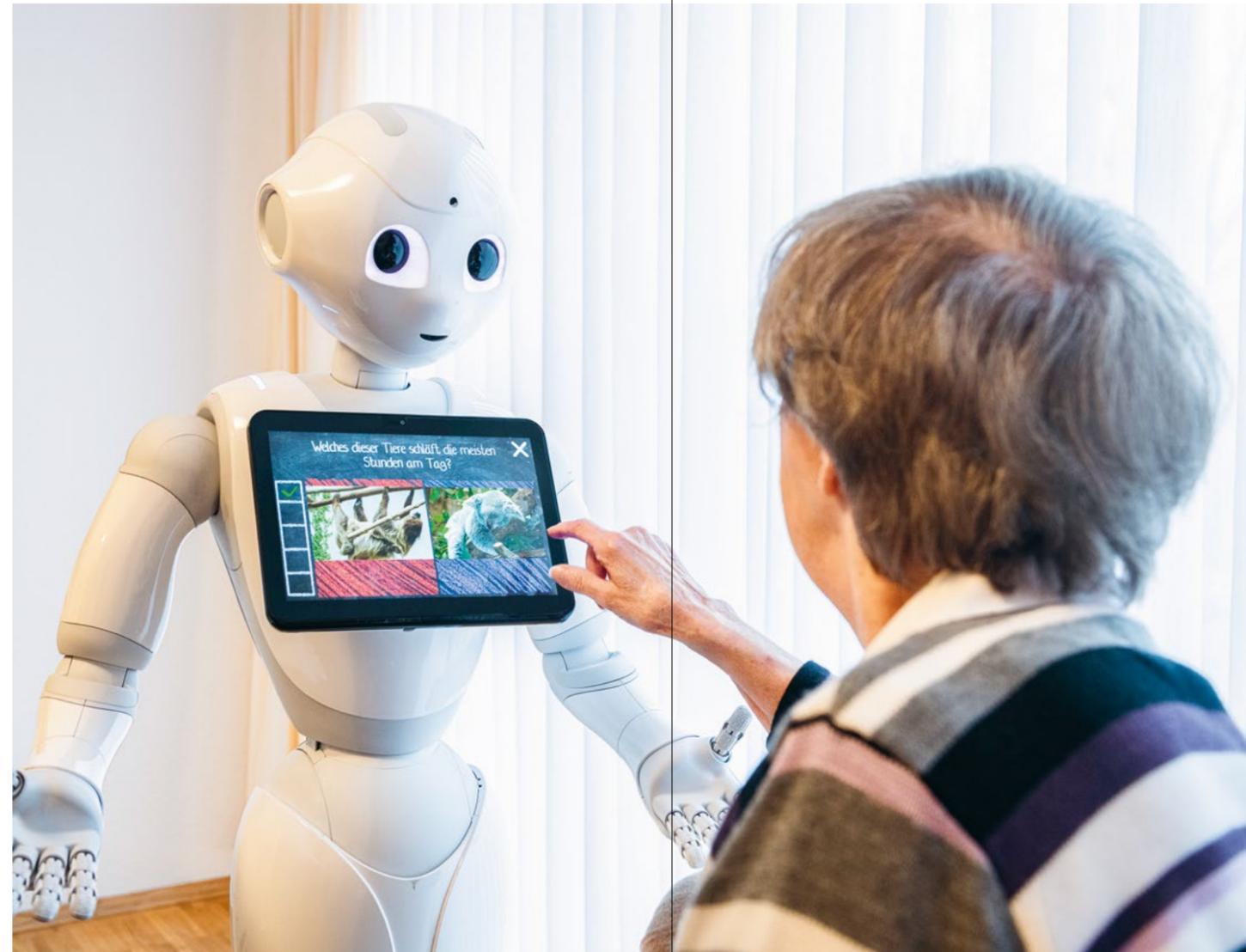
Bewohnerin. „Sie ... sind ... 73 ... Jahre ... alt“, antwortet Pepper mit knarziger Stimme. Gut 20 Jahre verschätzt. Kein Problem, wer wäre nicht gerne noch einmal 73 statt 93. „Und jetzt drücken Sie ihm einmal die Hand, hier“, fordert Monen eine andere Bewohnerin auf. „Oh, die ist aber warm“, sagt Pepper, als sich eine Hand vorsichtig in seine schiebt.

Pepper, gefördert durch die GlücksSpirale und eine private Förderstiftung, ist für die Düsseldorfer das, was für die Kölner Rosi ist. Kuscheln lässt sich mit diesem humanoiden Roboter, der die Größe eines Kleinkindes hat, nicht ganz so gut, dafür ist er aus viel zu glattem Plastik. Wer Pepper über den Kopf streichelt, muss damit rechnen, dass sich der Roboter schlapplacht oder mit einem „Das kitzelt aber“ kontert. Dafür soll Pepper Menschen auf andere Weise berühren, sie mit Geschichten aufmuntern, mit Ratespielen fordern, ihnen die Fußballergebnisse mitteilen und so für Gesprächsstoff sorgen. Eine Pflegekraft kann auch Pepper nicht ersetzen. „Das wollen wir auch gar nicht“, sagt Monen. „Deshalb muss auch bei Pepper immer ein Moderator dabei sein, der den Roboter bedienen kann.“

Pepper ist ein körperlich gewordenes Gesellschaftsspiel, aber vielleicht auch ein erster Schritt zum flächendeckenden Einsatz von Künstlicher Intelligenz in der Pflege. Die Bundesregierung spricht sich für diesen Einsatz aus – auch angesichts des erwarteten Pflegenotstands. Unterstützung bekommt sie vom Deutschen Ethikrat. „Roboter können Pflegenden körperlich entlasten und Assistenzleistungen erbringen und so die Autonomie pflegebedürftiger Menschen stärken“, erklärt Andreas Kruse vom Deutschen Ethikrat. Rosi nimmt er da nicht aus: „Wenn ein Roboterelement in natürliche Interaktionen eingebunden ist, dann kann es seine positiven Wirkungen gut entfalten. Und die beruhigende Funktion ist eine dieser positiven Wirkungen.“

Tatsächlich kann sich laut einer Umfrage der Techniker Krankenkasse über die Hälfte der Menschen in Deutschland vorstellen, sich von einem Roboter helfen zu lassen, wenn sie körperlich eingeschränkt sind. Allerdings nimmt diese Aufgeschlossenheit laut TK mit dem Alter stark ab: „Offen für Hilfe bei der Körperpflege geben sich 55 Prozent der Jungen, aber nur 21 Prozent der Altersgruppe ‚Sechzig plus‘.“ Kruse schätzt, dass das auch etwas mit dem ungewohnten Gebrauch zu tun hat: „Viele Menschen haben noch keine Erfahrungen mit dieser Technologie gemacht. Erfahrungen – wie Roboter die Selbst- und Weltgestaltung fördern können – sind aber sehr wichtig für eine differenzierte Einschätzung.“

Fakt ist, dass Roboter noch meilenweit davon entfernt sind, einen Menschen zum Beispiel beim Gang zur Toilette zu begleiten oder ihm beim Aufstehen aus dem Bett die Hand zur Stütze zu reichen. Streng genommen kann



Pepper ist ein körperlich gewordenes Gesellschaftsspiel, aber vielleicht auch ein erster Schritt zum flächendeckenden Einsatz von Künstlicher Intelligenz in der Pflege.

„Pepper guckt dich an und redet mit dir – deshalb geben die Menschen ihm einen Vertrauensvorschuss.“

Drei Fragen an ...

Sabine Bilnik-Clauß, Projekt „Berührende Begleitung“

Zwölf Jahre sind Sie jetzt mit dem Projekt „Berührende Begleitung“ unter anderem im Joachim-Neander-Haus, einem Pflegeheim der Diakonie Düsseldorf, unterwegs. Werden Menschen in Pflegeheimen sonst nicht berührt und begleitet? Doch. Aber den Pflegerinnen und Pflegern fehlt oft die Zeit, das so zu tun, wie ich das machen kann. Das Projekt hat eigentlich auch noch einen Untertitel: „Zeitgeschenke für Menschen mit schwerster Demenz“. Der drückt das Ganze eigentlich noch viel besser aus.

Was machen Sie denn mit diesen Menschen? Viele glauben ja, dass mit Menschen mit schwerster Demenz gar keine Kommunikation mehr möglich ist. Das Verbale wird im Laufe der Zeit immer brüchiger, das Sprechen hört irgendwann auf. Aber damit ist die Kommunikation ja nicht am Ende. Kommunikation geht bis zum letzten Atemzug – aber dafür müssen wir anders kommunizieren, als wir das normalerweise tun. Die Methoden, die ich einsetze, sind vielfältig, der eine Bewohner braucht die körperliche Berührung, basale Stimulation zum Beispiel, die nächste beruhigt sich beim Klang meiner Stimme. Manchmal schafft es Musik, ein Duft, ein anderes Licht, die Lebenssituation zu verändern. Ich habe immer einen kleinen Wagen oder einen Korb dabei mit verschiedenen Materialien. Denn jede Bewohnerin und jeder Bewohner braucht etwas anderes.

Und wie merken Sie, dass das die Menschen erreicht? Es macht natürlich nicht immer jemand die Augen auf und sagt: „Schön, dass Sie da sind.“ Aber selbst das ist schon passiert. Meistens sind es aber kleinere Anzeichen. Da wird der Atem ruhiger, die Haut sieht weniger gereizt aus, Muskeln entspannen sich, man hört ein Schmatzen. An vielen solcher Dinge kann ich dann sehen, ob der Dialog gelungen ist. Das ist etwas sehr Sensibles und manchmal schwer messbar. Um es zu bemerken, braucht es vielleicht auch die Ruhe, die ich habe und mitbringe. Aber es passiert immer etwas.

Gespräch Christoph Wand

Das Projekt „Berührende Begleitung“ in Benrath wird von Beginn an gefördert durch die Ingobert und Marianne Schlu-Stiftung (IMS-Stiftung).

auch Pepper kaum mehr als ein Tablet. Allerdings, das haben Forscher der Uni Siegen herausgefunden, lädt Pepper im Vergleich zum Tablet eher zur Interaktion ein. „Pepper guckt dich an, er bewegt sich, redet mit dir – deshalb geben die Menschen ihm einen Vertrauensvorschuss“, sagt Felix Carros, der das Forschungsprojekt an der Uni Siegen begleitet. „Sie glauben, dass Pepper mehr kann als ein Tablet, und interagieren mit ihm entsprechend mehr als mit einem Tablet.“ Dass Pepper mit ein paar Gadgets mehr und innerhalb kurzer Zeit vom Gesellschaftsroboter zur Pflegekraft mutiert, hält aber auch Carros für ausgeschlossen: „Das werden wir so schnell nicht erleben. Roboter empfinden keine Empathie. Empathie ist aber eine der wichtigsten Eigenschaften, die der Pflegeberuf fordert. Ohne sie geht es nicht.“

Kinder suchen Nähe

Kindertageseinrichtungen sind Orte, an denen Berührungen dazugehören – eigentlich. Aber wie sieht das im Alltag aus? Wir sprachen mit Bartosz Sladek und Elke Puecher, Erzieher und Erzieherin in der Evangelischen Tageseinrichtung für Kinder Fleher Straße der Diakonie Düsseldorf.





Elke Puecher arbeitet als Erzieherin in der Kita Fleher Straße. Bevor sie ein Kind berührt, fragt sie immer, ob dies das auch möchte.

Frau Puecher, Herr Sladek, Menschen berühren einander immer weniger, die Rede ist schon von der „unterkuschelten Generation“. Arbeiten Sie auch mit unterkuschelten Kindern?

Puecher (lacht) Da merken wir nichts von. Kinder suchen immer Nähe.

Sladek In meiner Gruppe sind Kinder, die erst acht oder neun Monate alt sind. Die brauchen das noch mehr als ältere Kinder.

Und diese Nähe vermitteln Sie dann auch?

Sladek Das gehört dazu, ja. Natürlich können wir nicht ein Kind den ganzen Tag nur herumtragen. Es gibt ja auch noch andere. Aber sie brauchen es, getröstet zu werden, immer mal wieder auf den Arm zu kommen, gestreichelt zu werden. So baut sich ja auch eine Beziehung auf.

Puecher In der Eingewöhnung ist das dann immer ein gutes Zeichen, wenn die Kinder sich auf den Kontakt einlassen. Wenn sie von sich aus auf uns zukommen und unsere Nähe suchen,

sind dann auch die Eltern oft erleichtert – weil das auch ein Zeichen dafür ist, dass sie hier angekommen sind.

Ist es für die Eltern nicht manchmal schwierig, wenn für sie fremde Personen einen so engen Körperkontakt zu ihren Kindern haben?

Puecher Negative Rückmeldungen bekommen wir gar nicht. Die Eltern wissen ja auch, wie wichtig die Nähe für die Kinder ist. Und wir gehen sehr verantwortungsvoll damit um. Wir fragen die Kinder zum Beispiel, ob wir sie auf den Arm nehmen sollen oder ob sie auf den Schoß kommen wollen. Und das Wickeln ist ja eine sehr intime Situation – da versuchen wir möglichst, dass nicht dauernd andere Kinder hereinkommen, um die Intimsphäre zu schützen, und wir erklären jeden Schritt, den wir da machen, damit es für die Kinder möglichst angenehm ist. Und sie lernen dadurch auch, dass sie selbst entscheiden können, ob und wo sie angefasst werden möchten.

Sladek Ich habe da auch noch nie etwas Negatives gehört. Die Eltern gehen auch mit mir nicht anders um,

weil ich ein Mann bin. Ich erzähle neuen Eltern zwar immer gleich, dass ich selbst einen Sohn habe, aber das ist gar nicht so entscheidend. Entscheidend ist, dass die Eltern Vertrauen zu einem haben.

Gibt es Situationen, wo die Berührung Ihnen unangenehm ist?

Puecher Es gibt natürlich auch Stellen, da möchte ich selbst nicht berührt werden. Es gibt Kinder, die lange gestillt worden sind, die greifen, wenn sie aufgeregt sind, ganz automatisch ins T-Shirt der Erzieherin. Dann kann man das sanft lösen und sagen: „Du kannst gerne mit mir kuscheln, aber das möchte ich nicht.“ Und im Gesicht herumgewuschelt bekommen, das mag ich auch nicht.

Sladek Das zum Beispiel finde ich nicht so schlimm. Für mich möchte ich das nicht, wenn mich Kinder auf den Mund küssen wollen, das finde ich unpassend. Aber auch das kann man erklären, und das verstehen auch schon sehr kleine Kinder.

Puecher Und man muss genau hinschauen: Natürlich gibt es Kinder, die mehr körperliche Nähe brauchen. Und welche, die das nicht so brauchen. Es gibt aber auch Kinder, die Verhaltensweisen zeigen, die über das normale Maß hinausgehen. Wenn sie zum Beispiel überhaupt nicht mehr loslassen, dann kann auch was anderes dahinterstecken, da reden wir dann auch mit den Eltern. Oder wenn sie bei für sie fremden Menschen, etwa neuen Praktikantinnen oder Praktikanten, sofort auf den Schoß krabbeln, also sehr schnell distanzlos sind, dann schauen wir da genauer hin. Aber die allermeisten Kinder sind einfach Kinder – und für die ist körperliche Zuwendung existenziell.



Practicing Empathy – Über Berührung in berührungslosen Zeiten



Die israelische Choreografin Yasmeeen Godder ist regelmäßig am tanzhaus nrw zu erleben. Mit „Simple Action“ etwa ließ sie ein säkulares Ritual der fürsorglichen Geste von Fremden für Fremde entstehen.

Bewegung und Berührung sind grundlegende Elemente des Tanzes – sowohl für die Tänzerinnen und Tänzer als auch für die Zuschauenden, die von einer Vorstellung berührt und bewegt werden. Die Art der Kontaktaufnahme, die Weise, in der Tanzende einander berühren, sagt viel über die Kultur und Gesellschaft, in der dieser Tanz praktiziert wird: Was ist erlaubt, was verboten? Wie viel Nähe, wie viel Dis-

tanz wird gewahrt? Wer darf mit wem tanzen, und wer darf dabei zusehen? Wie ist das Verhältnis der Geschlechter beim Tanzen, wer führt, wer wird geführt, wer hebt, wer wird gehoben? Freiheiten und Grenzen, Optionen und Tabus geben Einblick in die Ästhetik verschiedener Tanzformen und welche Beziehung sie zu ihrem Publikum eingehen. Sind sie Bewunderer? Komplizen? Voyeure?

Vor drei Jahren präsentierte die israelische Choreografin Yasmeeen Godder die Choreografie „Simple Action“ am tanzhaus nrw. Das Publikum betrat zusammen mit den Tanzenden den kreisrunden Bühnenraum, über den ein bunter Baldachin gespannt war. Darunter ein Stuhlkreis für Besucherinnen und Besucher sowie Tänzerinnen und Tänzer. Ausgespart blieb nur der Platz einer Musikerin, die am Boden sitzend auf einer Shruti Box, einer Art Akkordeon, eine gedehnte, hochhypnotische Melodie spielte und dazu eine Version des „Stabat Mater“ sang. Nach und nach standen die Tanzenden auf und baten Einzelne unter den Besucherinnen und Besuchern in die Mitte. Sie fragten, ob wir unser Gewicht auf ihren Körper lehnen wollten. Wie peinlich, kam mir damals als Erstes in den Sinn, dieser Tänzer ist doch viel kleiner, viel schmaler als ich. Und doch hielt er mich und setzte sich – mit mir, meinem gesamten Körpergewicht in den Armen – auf den Boden. „Please stay as long as you want!“, lautete die zugewandte Einladung. Und wieder meldete sich das eigene, stets gnadenlos urteilende Kopfkino bei mir: Wie liege ich denn hier? Und: Sehen mich alle jetzt an?

Nach und nach füllte sich dieser besondere Raum. Menschen ließen sich in den Arm nehmen und sanft zu Boden legen, andere standen auf und gingen zurück zu ihrem Stuhl. Eine wohltuende, freundliche, vertrauensvolle Stille machte sich breit. Mein Blick schweifte durch den Raum, nahm sitzende Menschen auf dem Boden zur Kenntnis, die andere umschlungen hielten. Unter dem Schutz des Baldachins entstand alsbald eine angstfreie Nähe zwischen einander fremden Menschen.

„Simple Action“ ist keine konventionelle Choreografie, sondern ein säkulares Ritual der fürsorglichen Geste von Fremden für Fremde. Denkt man an den Entstehungsort dieser Arbeit – Godders Studio liegt in Jaffa, jenem Stadtteil von Tel Aviv, in dem sich jüdische und arabische Lebenswelten mischen –, dann erhält diese Arbeit ein geradezu utopisches Potenzial. In unserer Lebenswirklichkeit halten digitale Kommunikationstools wie WhatsApp, Instagram und Co. den anderen auf Distanz. „Jeder trägt den Zwiespalt, Nähe zu brauchen und doch in seiner Verletzbarkeit vor unfreiwilliger Nähe geschützt sein zu wollen, am eigenen Leibe aus“, so die Journalistin Elisabeth von Thadden.

In Zeiten, in denen ein neuartiger Corona-Virus zu einer globalen Bedrohung geworden ist, kann jede Berührung einen im schlimmsten Fall tödlichen Virus übertragen. Social Distancing und Kontaktverbote sind der

gesellschaftliche Imperativ der Stunde. Eigentlich sollte im März 2020 Yasmeeen Godders neue Arbeit „Practicing Empathy“ am tanzhaus nrw Uraufführung feiern. Vorausgegangen war im Februar ein Forschungsaufenthalt von Yasmeeen Godder und ihrem Ensemble an unserem Haus bei dem sie mit verschiedensten Gruppen von Zuschauenden in Workshops an zentralen Aspekten der Choreografie

gearbeitet hat. Godder entwickelt so ihre choreografische Erforschung der expressiven menschlichen Beziehungen als Kunstform weiter. In der neuen Arbeit stellt sie nicht nur die traditionellen Vorstellungen von Tanz und seine zumeist fixierten Beziehungsverhältnisse zwischen Tänzerinnen, Tänzern, Performance und Publikum in Frage. Sie untersucht darüber hinaus die Grundlagen einer zutiefst humanen Körperarbeit als gemeinsame Erfahrung für Tanzende

und Zuschauende. Auch hier gilt wieder das zentrale choreographische Prinzip: die freiwillige, angstfreie Nähe zwischen einander unbekanntem Tanzenden und Zuschauenden, der Körperkontakt ohne Sicherheitsabstand.

„Practicing Empathy“ war die erste Produktion, die das tanzhaus nrw im Zuge der Reisebeschränkungen und Kontaktverbote vor dem Hintergrund der Pandemie absagen musste.

Die Produktionen „Simple Action“ und „Practicing Empathy“ bauen gleichermaßen auf eine körperliche Gemeinschaft und sind ein starkes Plädoyer für Nähe und Vertrauen, so eindringlich wie schlicht durch die unmittelbare Berührung der Tänzerinnen und Tänzer inszeniert. Diese choreografische Praxis scheint derzeit in weite Ferne gerückt zu sein. Wir müssen uns besorgt fragen, was die auferlegte gesellschaftliche Distanzierung mit unseren Körpern macht. Werden wir uns im echten Leben wieder angstfrei und zugewandt begegnen, uns einander nahe kommen können? Oder wird im Gegenteil aseptische Berührungslosigkeit herrschen? Werden wir in Zukunft Angst vor körperlicher Nähe, vor Berührung haben? Zurzeit lässt sich darüber nur spekulieren.

„Wir müssen uns besorgt fragen, was die auferlegte gesellschaftliche Distanzierung mit unseren Körpern macht.“



Bettina Masuch ist Intendantin des tanzhaus nrw in Düsseldorf.
Foto Katja Illner

Grenzen

aufzeigen!

Welche Berührungen gehen zu weit? Die Sozialwissenschaftlerin und Politologin Dr. Monika Schröttle erklärt im Interview, woran sich sexuelle Übergriffe erkennen lassen, warum so viele Betroffene schweigen und was sich seit der Me-Too-Debatte verändert hat.

Frau Dr. Schröttle, wann wird aus Berühren eine sexuelle Belästigung?

Von sexueller Belästigung sprechen wir immer dann, wenn die oder der Betroffene eine Berührung als Grenzüberschreitung wahrnimmt. Tatsächlich wissen die meisten Menschen sehr genau, wann das der Fall ist, also eine Person unangenehm berührt ist. Das liegt auch an unseren Spiegelneuronen, die uns dabei helfen, Gefühle und Stimmungen anderer Menschen einzuordnen. Deshalb treten wir automatisch einen Schritt zurück, wenn wir merken: Das ist dem Gegenüber jetzt zu viel. In Bezug auf die Einordnung einer Handlung als sexuelle Belästigung gibt es übrigens keine Unterschiede zwischen Männern und Frauen. In einer Studie der Uni Bielefeld bekamen Frauen und Männer verschiedene Situationen von Grenzüberschreitungen und Belästigungen geschildert. Interessanterweise haben beide Geschlechter sehr ähnlich beurteilt, ab welchem Punkt die Grenze überschritten war.

Wie wirkt sich ein sexueller Übergriff auf das Leben der Betroffenen aus?

Das ist ganz unterschiedlich. Bei sexuellen Belästigungen ist es zum Teil so, dass Betroffene das wegstecken. So nach dem Motto: Na ja, kommt vor, ist nichts Neues. Bei massiveren oder länger andauernden oder mit Machtmissbrauch verbundenen Grenzüberschreitungen kann es dagegen zu massiven psychosomatischen Beschwerden kommen. Bei sexueller Gewalt sehen wir oft ganz starke gesundheitliche Auswirkungen, die auch langfristig sein können.

Sie gehen davon aus, dass rund 60 Prozent der Frauen schon einmal sexuell belästigt worden sind, sagen aber auch, dass die Dunkelziffer womöglich deutlich höher ist. Warum schweigen so viele Frauen und Männer über das, was ihnen widerfahren ist?

Viele Betroffene, die wir für unsere Studien befragt haben, sagen im Nachhinein: Ich habe einfach so lange gebraucht, bis ich überhaupt verstanden habe, worum es geht und dass das hier jetzt wirklich ein Übergriff ist. Wobei Männer, die betroffen waren, die Übergriffe viel schneller als Angriff empfunden und sich dagegen gewehrt haben. Gemeinsam ist beiden Geschlechtern aber das Empfinden, peinlich berührt zu sein: Jemand hat unsere Intimgrenze überschritten – und dieses Erlebnis möchten wir nicht unbedingt anderen mitteilen. Die Täterinnen und Täter wissen das und werden deshalb erst nach und nach deutlicher in ihrem Verhalten.

Wie kann man sich wehren?

Indem Betroffene früh und deutlich sagen ‚Das mag ich jetzt nicht‘ oder ‚Das geht mir jetzt zu weit‘, lässt sich übergriffiges Verhalten oft schnell beenden. Aber das ist schwer, wenn sie sich in einem Abhängigkeitsverhältnis befinden, etwa auf Pflege angewiesen sind oder Sorge haben, ihren Arbeitsplatz zu verlieren.

Außerdem sind Menschen unterschiedlich gut darin, ihren Schutzraum zu wahren. Das hat auch etwas mit der Sozialisation zu tun: Wenn ich in einer Familie aufwache, in der meine Grenzen und mein Intimbereich geschützt sind, ist es viel leichter, zu merken: Hallo, der tritt mir jetzt zu nah. Für Menschen mit Behinderungen, die es gewohnt sind, bei der Pflege angefasst zu werden, ist es oft sehr viel schwieriger zu sagen: ‚Wer mich anfasst, hat mich gefälligst erst zu fragen, ob er das darf.‘ In unseren letzten Studien haben wir festgestellt, dass Menschen mit Behinderungen deutlich öfter sexuelle Übergriffe und andere Formen von Gewalt erleben als Menschen ohne Behinderungen.

Was können Menschen tun, die beobachten, dass ein anderer jemanden belästigt?

Wichtig ist, der Intuition zu folgen und nicht zu sagen: ‚Ne, da spinne ich jetzt.‘ Das Gefühl trägt meist nicht. Außerdem gibt es Beratungsstellen oder das bundesweite Hilfetelefon für von Gewalt betroffene Frauen, an die sich nicht nur Betroffene wenden können, sondern auch das soziale Umfeld. Externe Beratung ist auch deshalb wichtig, damit spätere Aussagen gerichtsverwertbar sind.

Aber sollten Richterinnen und Richter nicht mittlerweile sensibilisiert sein?

Das ist ganz unterschiedlich. Aber mein Eindruck ist, dass einigen die Erfahrung fehlt, das Verhalten von Opfern sexualisierter Gewalt richtig zu deuten. Eine Traumatisierung kann dazu führen, dass sich die Bilder verschieben, die Menschen von der Tat gespeichert haben. Deshalb schildern Opfer von Gewalt das Erlebte beim zweiten oder dritten Mal oft anders als beim ersten Mal. Das bedeutet nicht, dass sie lügen – aber leider wird das immer noch viel zu häufig angenommen. In dem Bereich müsste es dringend mehr Schulungen für Richterinnen und Richter geben. Die Polizei ist dagegen erstaunlich gut ausgebildet und reagiert inzwischen sehr klar – auch auf Belästigungen im öffentlichen Raum, wenn diese ein bestimmtes Maß erreicht haben.

Hat die Me-Too-Debatte an der Situation etwas geändert?

Sexuelle Gewalt wird schon seit vielen Jahrzehnten thematisiert. Ich glaube aber, dass bei den jungen Frauen eine richtige Empörung hochgekommen ist: Was, so patriarchalisch ist es bei uns noch? Und ich kann mir schon vorstellen, dass dadurch ein Prozess der weiteren Sensibilisierung einsetzt. Auch viele Männer sind überhaupt nicht damit einverstanden, dass ihre Geschlechtsgenossen die Intimgrenzen anderer überschreiten oder machtmisbräuchlich handeln. Insofern wäre es gut, gemeinschaftlich noch deutlicher an die Täterinnen und Täter heranzutreten und ihnen die Grenzen aufzuzeigen.

Gespräch Anne Wolf
Foto privat

Männer empfinden Übergriffe schneller als Angriff und wehren sich.



Dr. Monika Schröttle leitet die Forschungs- und Beobachtungsstelle Geschlecht, Gewalt, Menschenrechte (FOBES) am Institut für empirische Soziologie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg (IfeS).

Rücken wir dem Tod auf die Pelle!

Als die Anfrage kam, etwas zu schreiben zum Thema „Berührung“, hatte ich eine ziemlich klare Vorstellung davon, was ich tun würde. Ich wollte über Berührungsängste schreiben, darüber, wie lohnenswert es ist, sie zu überwinden. Am Beispiel der Arbeit und des Lebens (ja, Lebens!) in unseren Hospizen. In diesen für die Betroffenen und ihr gesamtes Umfeld so wertvollen Einrichtungen. Über die großartigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die unschätzbare Hilfe

Wann können wir wieder Besuche machen, feiern, uns in den Arm nehmen?

leisten und, was man ja nicht wissen kann, wenn Berührungsängste einen fernhalten, so viel Wärme und Freude geben. Da werden auch Eltern, Kinder, Geschwister und Freunde begleitet, mit Zuneigung, mit der Wertschätzung des Augenblicks. Einfache Dinge werden in großer Ruhe, Zugewandtheit, mit großer Selbstverständlichkeit geschenkt. In einer Weise, wie ich sie so von keinem anderen Ort kenne.

Ja, und nun „Corona“ ... Und alles ist anders ...

Der Begriff „Berührungsangst“ gewandelt zu einer uns im Eiltempo überrollenden, neuen Bedeutung. Angst, zu „berühren“, Angst, sich oder den anderen anzustecken oder z. B. die Großeltern, die Eltern daheim. Das, was uns, wenn wir uns fürchten, überall und immer am meisten hilft – eine Umarmung, ein Handhalten, Einander-Beistehen, eine wichtige Feier gemeinsam zu erleben (diese Aufzählung ließe sich unendlich fortsetzen) –, macht uns jetzt Angst. Ist verboten, verantwortungslos. Die Grundfesten der Mitmenschlichkeit außer Kraft gesetzt. Wir haben Angst, Schaden zu nehmen, Schaden zuzufügen durch Berührung. Angst vor der tödlichen Bedrohung. Wir dürfen uns nicht berühren, denn wir haben Angst vor dem Tod. Das Virus „schießt sich nix“, wie die Österreicher sagen. Dem ist unsere Angst egal, es trifft uns da, wo wir einander am meisten brauchen, helfen könnten: bei der körperlichen Nähe.

Die Angst vor dem Tod ist ja nichts Neues, wir alle haben sie, die einen mehr, die anderen weniger. Sie gehört zu uns. Sie hält uns am Leben. Auch und gerade jetzt. Nicht zu wissen, wie lange dieser Zustand anhalten wird, auch das macht uns Angst ...

Einfachste Dinge werden zur traumhaften Aussicht: Wann können wir wieder Besuche machen, uns in den Arm nehmen, feiern, einfach im Café sitzen und uns freuen darüber, dass wir alle da sind und Zeit zusammen verbringen? Die Vorstellung kleinster, banalster Ereignisse löst eine Vorfreude aus, wie auf ein großes Fest. Unser Dasein wird, wie mit einer Reset-Taste, zurechtgerückt, einfach auf Null gesetzt. Was ist wirklich wichtig?

Wie kostbar ist das gemeinsame Erleben im „Hier und Jetzt“?

Und genau diese Erfahrungen sind es, die einem beim Zusammensein in einem Hospiz geschenkt werden. Die Kostbarkeit jeder Minute miteinander. Und der Tod steht ganz nah dabei, er zwingt uns und gibt uns zugleich die Kraft, das wirklich Wichtige an seinen verdienten Platz rücken zu lassen. Sollten wir nicht den Mut haben, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen? Entkommen werden wir ihm sowieso nicht. Lassen wir ihn in unser Leben, rücken wir ihm auf die Pelle, nehmen ihn fest in den Arm, „berühren“ ihn. Leicht ist das sicher nicht, aber wir könnten uns dadurch das Glück und die Freiheit für den Blick auf das Wesentliche zurückerobern.

Dieser Text ist Ende März, zu Beginn der Corona-Krise, entstanden.



SchauspielerIn Johanna Gastdorf lebt in Leverkusen und hält mit ihrem Mann, dem Schauspieler Jan-Gregor Kremp, regelmäßig Lesungen in Hospizen. Sie ist Schirmherrin des Vereins PalliLev.

TOUCH ME NOT!

Ein Gastbeitrag von
Lillian Ikulumet

Jede und jeder von uns erhält jede Sekunde des Tages taktile Informationen über die Welt um sich herum. Wenn Sie gerade sitzen, wird Ihr Hintern in Ihren Stuhl gequetscht. Ihre Fingerspitzen berühren wahrscheinlich eine Maus oder streichen über das Display Ihres Telefons. All diese Informationen sind so allgegenwärtig, dass der einzige Weg, sie zu verstehen, womöglich darin besteht, sie auszuschalten. Leider kann man den Tastsinn nicht ausschalten. Sie könnten Ihre Augen schließen und sich vorstellen, wie es ist, blind zu sein, und sich Ihre Ohren zuhalten und sich vorstellen, wie es ist, taub zu sein. Aber Berührung ist so zentral und allgegenwärtig in unserem Leben. Stellen Sie sich vor, Sie verlieren Ihren Tastsinn ...

Als ich aufwuchs, nannte mich mein Großvater ein Touch-me-not, nach dem Farn, der sich in sich zusammenfaltet, wenn er mit einem Finger gestreichelt wird, weil ich immer schrumpfte, wenn mir jemand zu nahe kam. Ich flippe immer noch ein bisschen aus, wenn ich berührt werde. Ich bin nicht verrückt. Es gibt Leute, die ich gerne berühre. Ich denke, es braucht jemanden, der eine so starke instinktive Reaktion hat, um zu bemerken, dass Berührung ein Gefühl ist, das so oft im Hintergrund unseres Bewusstseins wirkt.

In meinen früheren Beziehungen gab es Tage – da hatten wir kalte Kriege zwischen uns. Eine angespannte Zeit, in der wir kaum miteinander redeten. Berührung schien der einzige Retter zu sein. Nur so konnten wir uns ausdrücken.

Berühren, Umarmen, Händeschütteln, Küssen und andere Beispiele für taktile menschliche Kontakte drücken Wärme, Vertrauen, Zuneigung und eine endlose Vielfalt positiver Emotionen aus. Mehr, als es Worte jemals tun könnten. In einer intimen Beziehung fühlen wir uns normalerweise näher und sicherer, wenn wir uns häufig berühren. Viele Menschen umarmen sich herzlich, bevor sie zur Arbeit gehen, umarmen ihre Kinder, wenn sie zur Schule gehen, und so weiter.

In Uganda zum Beispiel grüßen und trennen sich Menschen durch Händeschütteln, Küssen oder Umarmen, je nachdem, welche Art von Beziehung sie haben. Umarmen ist am häufigsten. Aber Männer geben sich eher die Hand mit einem Klaps auf den Rücken. In unserem kulturellen Kontext ist dafür Händchenhalten bei Frauen eine Norm. In anderen Ländern würden sie als Paar gesehen.

Berührung ist auch deshalb so faszinierend, weil sie so viele angeborene Fähigkeiten in unserem Körper beinhaltet. Es gibt die Bewegung, es gibt ein Verständnis

der Position, es gibt das Gefühl auf unserer Haut und unsere emotionalen Reaktionen. Natürlich hängt alles von der übermittelten Nachricht ab. Wenn man Fußball schaut, kann man sehen, wie Spielerinnen und Spieler ihre Gefühle durch Berührung ausdrücken, zum Beispiel nach einem erfolgreichen Torschuss, wenn sie sich gegen die Brust stoßen, auf den Hintern schlagen, sich gegenseitig High fives geben und sich sogar umarmen am Ende des Spiels.

Leider sind viele Menschen, insbesondere ältere Menschen in unserer Gesellschaft, von der Interaktion der Berührung isoliert. Wenn Sie jedoch jemals die Science-Fiction-Fernsehserie „Humans“ gesehen haben, könnte man sich eine nahe Zukunft vorstellen, in der intelligente Roboter eine wichtige Rolle bei der Erfüllung der Bedürfnisse von Menschen spielen, einschließlich der Betreuung von Kindern oder älteren Menschen. Ich denke aber, dass die Ro-

boter die menschliche Pflege nicht ersetzen sollten, da dies die soziale Isolation verstärken könnte, die in unserer Gesellschaft bereits sehr verbreitet ist.

Unser Tastsinn ist von unseren fünf Sinnen derjenige, den wir am ehesten für selbstverständlich halten und auf den wir am wenigsten verzichten können. Wir Menschen brauchen Berührung. Es hilft uns auf unendliche Weise, uns besser zu fühlen. Probieren Sie es aus*, es wird Ihnen gefallen. Umarmen Sie Ihre Kinder, Ihre Frau oder Ihren Ehemann, geben Sie der Nachbarin oder dem Nachbarn oder den Fremden, die Sie treffen, die Hand, und Sie werden eine besondere Verbindung spüren.

*** Anmerkung der Redaktion: Dieser Text ist noch vor der Corona-Krise entstanden. Deshalb gilt auch hier: Natürlich erst, wenn diese Krise vorbei ist!**



Lillian Ikulumet, geboren 1980 in Kumi, stammt aus Uganda. Bis 2010 arbeitete sie für mehrere Zeitungen, ehe sie wegen ihrer politischen Artikel bedroht und verletzt wurde und schließlich flüchten musste. Inzwischen arbeitet Ikulumet bei der Caritas – und bei der SZ (www.sueddeutsche.de).

„Ich flippe immer noch ein bisschen aus, wenn ich berührt werde.“

Jung, erfolgreich, ausgegrenzt



Es wurde vor 70 Jahren abgeschafft, doch immer noch beherrscht das Kastensystem den Alltag der Menschen in Indien. Wie eine junge Frau damit umgeht, zu der Kaste der Unterdrückten und Ausgegrenzten zu gehören.

Eine Hand liegt auf dem Tisch. Eigentlich ist es eine ganz normale Hand. Fünf Finger, an einem steckt sogar ein Verlobungsring. Eine Hand so normal wie jede andere auch. Und dann wieder nicht. Denn immer noch würden viele Menschen, Millionen von Menschen, von ihr nicht berührt werden wollen. Als unrein soll das gelten, man selber sei dann verschmutzt und müsse sich mit aufwendigen Reinigungsritualen wieder „entschmutzen“.

Manchmal wird jemand verprügelt oder sogar totgeschlagen, sollte diese Berührung doch einmal passieren, aus Unbedachtheit, aus Versehen oder aus Liebe. Auch der Verlobungsring an dieser Hand ist ein Tabu. Noch wissen die Eltern nichts von der Liebe und dem Wunsch zu heiraten, der hinter diesem Ring steht. Es wäre eine Heirat zwischen einer jungen Frau aus der untersten der unteren Kasten und einem jungen Mann aus der mittleren Kaste. Für viele eine Schande und manch einer würde so eine Heirat mit aller Gewalt verhindern wollen.

Schande, unrein, Verschmutzung, unberührbar – das sind Vokabeln eines Gesellschaftssystems, das es laut Gesetz eigentlich nicht mehr geben sollte, das aber dennoch omnipräsent ist. Willkommen in der Welt von Ankita, 25 Jahre alt, aus Indien. Eine Welt, die sich im beschaulichen, ruhigen Göttingen sehr weit weg anfühlen kann. „Für die Deutschen bin ich nur die Inderin. Das ist für mich eine echte Erholung. So kann ich eine Pause davon machen, als Dalit gesehen zu werden. Denn in Indien ist es das, wonach ich beurteilt werde. Nicht meine Leistungen zählen, nicht meine Arbeit. Nein, meine Kaste sagt den anderen, wer ich bin und was für eine Wertigkeit ich habe“, berichtet die junge Frau mit den dunklen Augen und den langen dunklen Haaren. In Göttingen lebt sie als Masterstudentin und beschäftigt sich am „Centre for

Modern Indian Studies“ mit indischer Geschichte und Ethnologie. Sie will besser verstehen können, wie das Kastensystem funktioniert und wie es vielleicht verändert werden kann. In Indien hatte Ankita bereits Jura studiert und als Anwältin gearbeitet, ihre Familie ist gebildet und gehört der materiellen Oberschicht an. Doch wie ist das, auf der einen Seite sehr erfolgreich zu sein und auf der anderen in einem System zu leben, in dem andere einen zu den Niedersten zählen, die nicht einmal berührt werden dürfen?

„Am besten fange ich bei meinen Urgroßeltern an“, sagt sie und lacht. Denn alles hat mit allem zu tun und vor allem mit der Herkunft. Da sind ihre Eltern, die peinlichst darauf achteten, ja nicht als Dalits aufzufallen. Da sind die Großeltern, die tagsüber auf die Tiere der höheren Kasten aufpassten oder auf deren Feldern schufteten und abends auf der Straße im

etwas dagegen unternahmen. Gesetze waren das eine, der Alltag und Tradition auf dem Land das andere.

Ankitas Sätze klingen so leicht, ihre Stimme so melodisch, wie ein harmloser Singsang, als würde sie vom letzten Kinobesuch berichten. Und immer wenn sie von einer Begebenheit erzählt, die besonders hart zu ertragen ist, dann lacht sie auf, vielleicht aus Unglaube, dass so etwas heute immer noch passiert, vielleicht weil es sich absurd anhört, hier in Göttingen, so weit weg von zu Hause. Ankita hat keine Gewalt ertragen müssen. Doch manchmal sind die konstanten Fragen, die vielen abschätzigen Blicke auch eine Form von Gewalt. „Aus welcher Kaste kommst du?“ „Aus welcher Kaste sind deine Eltern?“ „Du hast so eine dunkle Hautfarbe, du bist doch eine Dalit, oder?“ Tageintagaus. Frage um Frage. Als ob nichts anderes zählt.

„Nicht meine Leistungen zählen, nicht meine Arbeit. Nein, meine Kaste sagt den anderen, wer ich bin und was für einen Wert ich habe.“

Schein der Straßenlaternen für die Schule und für die höhere Bildung büffelten. Und Ankita erzählt von ihren Urgroßeltern, denn sie waren es, die zu den Großeltern gesagt haben: Ihr müsst lernen, ihr müsst hart arbeiten, ihr müsst das Dorf verlassen und in die Stadt ziehen, denn nur so könnt ihr dieser Hölle entkommen. 1950 war das. Indien war gerade unabhängig geworden. Hölle bedeutet, dass Dalits jederzeit und ohne Konsequenz verprügelt, misshandelt und getötet wurden, ohne dass Polizei oder Justiz

Das indische Kastensystem ist mehr als 1000 Jahre alt und eng mit dem hinduistischen Glauben verwoben. Wobei der Begriff „Kaste“ eine Fremdzuschreibung der ersten europäischen Kolonialisten war. In Indien gibt es die Begriffe Jati und Varna. Jati bedeutet Wurzel oder Gattung und bezeichnet Bevölkerungsgruppen und deren Hierarchie zueinander. Im großen Indien mit seinen vielen Regionen und Sprachen gibt es mehr als tausend davon. Varna wiederum heißt Farbe und bezieht sich auf die

vier mythologisch begründeten Kasten. Demnach gab es einen Urmenschen, aus dessen Mund der Priester entstammt, das ist der Reine und Oberste. Aus der Schulter kommt der Krieger, das sind die Könige und Anführer, aus dem Schenkel die Händler und aus den Füßen die Bediensteten, Bauern und Handwerker.

Außerhalb dieser Hierarchie stehen die Dalits, übersetzt bedeutet das die „Unterdrückten“, einen Namen, den sie sich selbst gegeben haben. Häufig werden sie aber auch als die „Unberührbaren“ bezeichnet, was aber an und für sich schon eine diskriminierende Wirkung hat. Dalits waren für die Leichenverbrennungen zuständig, machten die Wäsche sauber, reinigten die Straßen, stellten Leder her, schlachteten Tiere, erledigten also Arbeiten, die als unrein gelten. Des-

wegen durften Dalits nicht berührt werden. Selbst ihre Schatten durften nicht berührt werden. Sie durften nicht auf derselben Straßenseite laufen. In den Dörfern hatten sie am Rande ihre eigenen separierten Wohnbereiche. Sie durften nicht aus demselben Brunnen trinken. Vor allem aber sollten sie den höheren Kasten gehorchen und zum Beispiel kostenlos für sie arbeiten. Heute sind Dalits vor allem arme, landlose Arbeiter und machen circa 16 Prozent der Bevölkerung aus.

1947 erklärte Indien seine Unabhängigkeit von dem Britischen Königreich. Der neue Staat erließ eine Reihe von Gesetzen, die die Diskriminierung aufgrund der Kaste verhindern sollten und den Angehörigen der Dalit-Kaste den Zugang zu Bildung und Arbeit erleichtern sollte. Das war auch der Moment, in dem Ankitas

Der Verlobungsring an der Hand ist ein Tabu. Noch wissen die Eltern nicht von der Liebe und dem Wunsch zu heiraten, der hinter diesem Ring steht.



Urgroßeltern die Großeltern in die Schule schickten. Die Dalit-Kinder mussten draußen sitzen oder in den letzten Reihen, immer mussten sie die Toiletten für die anderen „reineren“ Kinder saubermachen. Aber sie lernten. Und das war ein Anfang. Bildung war der Schlüssel für den Aufstieg der Familie. Heute arbeitet Ankitas Vater in hoher Position für die Indische Eisenbahn.

„Gleichzeitig ist mein Vater immer besorgt und immer wachsam, nie etwas Falsches zu machen und immer härter zu arbeiten als alle anderen“, sagt Ankita. Und ihr brachte man bei, immer gerade zu sitzen, immer den Löffel ordentlich zu halten, nicht zu rennen, nicht faul zu sein, damit man sie nicht für einen Dalit hält. Auf ihrer ganzen Familie lastet ein Druck, nicht mit ihrer Herkunft in Verbindung gebracht zu werden. Ankita aber will es jetzt anders machen. „Es ist an der Zeit. Indien ist ein modernes Land. Wenn ich Kinder habe, soll das keine Rolle mehr spielen. Ich bin eine Dalit. Und stolz darauf, was ich erreicht habe“, sagt sie.

Bevor sie Kinder bekommt, möchte sie heiraten. Doch der Mann, den sie sich dafür ausgesucht hat, ist Angehöriger einer höheren Kaste. „Es wird ein großes Problem werden, es den Verwandten meines Freundes zu verkünden“, sagt sie. „Wir wissen nicht, was dann passiert. Alles kann passieren. Seine Eltern können mich ja noch mögen, aber dann gibt es noch all die anderen, die mich nicht kennen, die mich nach meiner Kaste beurteilen. Kastendruck nennt man das.“ Das Widersprüchliche: Rein ökonomisch steht Ankitas Familie viel besser da als seine. „Die Menschen, die auf die Kaste pochen, möchten an ihrem falschen Stolz und ihrer falschen Macht festhalten“, sagt Ankita und klingt dabei zum ersten Mal wütend. Wütend über ein System, das sie verändern möchte.



„Mein Vater war immer wachsam, nie etwas Falsches zu machen und immer härter zu arbeiten als alle anderen.“

Das Centre for Modern Indian Studies (CeMIS) an der Georg-August-Universität Göttingen beschäftigt sich aus vielen verschiedenen fachlichen Perspektiven mit dem zeitgenössischen Indien und ist Mitglied in der Steuerungsgruppe von Dalit Solidarität in Deutschland.

Das CeMIS bietet einen deutschsprachigen BA-Studiengang „Moderne Indienstudien“ und einen englischsprachigen MA-Studiengang „Modern Indian Studies“ an und ist der richtige Ort für alle, die sich für Indien in einem globalen Kontext und für soziale, politische und ökonomische Fragen wie Ungleichheit und Entwicklung, Migration, Arbeit, Populismus, religiöse Vielfalt, das Kastensystem und (Post-)Kolonialismus interessieren.

Mehr Informationen unter:
www.uni-goettingen.de

Wo die wilden Kerle trainieren

Text Thomas Becker Archivfotos Gerald Biebersdorf

Bei den sogenannten Kampffesspielen gehen Jungs auf Tuchfühlung. Im Kampf miteinander sollen sie Selbstvertrauen tanken und Regeln der Fairness lernen. Ring frei für einen Besuch in Wersten.

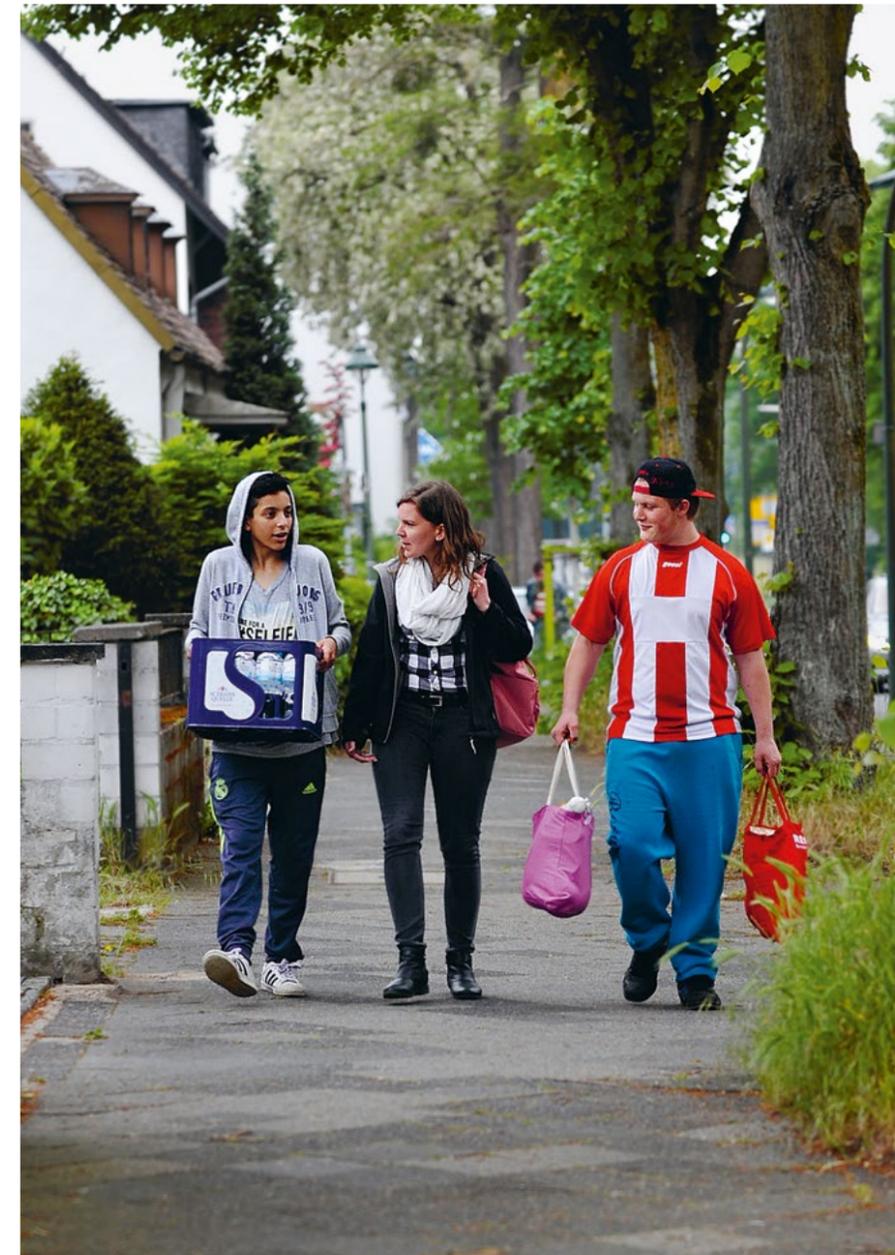


Es ist Rauschzeit im stickigen Keller. Die Luft ist schweißgetränkt. Auf allen vieren krauchen fünf Jungs über Schaumstoffmatten, sie schnüffeln und raunen, als erwachten die Hormone im Frühling. „Die Wildschweine riechen den Duft der Ladys und den Trüffel im Wald“, ruft einer der Trainer, die an diesem Nachmittag die Kampffessspiele leiten. Die Jungs pressen ihre Schultern gegen die der anderen, lassen Muskeln spielen. Und dann die Frage, auf die alle gewartet haben, die schon einmal bei den Kampffesspielen mitgemacht haben: „Seid ihr bereit, miteinander zu kämpfen?“

Die Jungs schlagen ein, klatschen sich ab, verneigen sich, ohne Worte zu verlieren. Auf allen Vieren bringen sie sich in Stellung. „Aktiviere deine Urkraft“ und „Aktiviere dein Chi“, rufen die Trainer den Jungs zu. Sie sollen ihre Mitspieler von der Matte schieben. Und so purzelt einer nach dem anderen herunter, bis Pablo*, elf Jahre alt, als Letzter im Ring verbleibt. „Mega“, lautet das Urteil der anderen, als sich alle wieder im Kreis sammeln und abklatschen.

Rund zwei Stunden rangeln und kämpfen sie miteinander. Sie feuern sich an und „feiern sich ab“, wie Malte Schulz es ausdrückt, Sozialpädagoge, Kampffessspiele-Trainer und Leiter der Jungenarbeit „AlleMann“ der Diakonie Düsseldorf. Seit einigen Jahren schon bietet die Diakonie die Kampffessspiele an; meist in den eigenen Räumen am Oberlinplatz in Wersten, aber auch in Schulen und im Jugendarrest. Das Angebot richtet sich in der Regel an Kinder und Jugendliche, die beim Jugendamt auffällig geworden sind und Anspruch auf „Hilfen zur Erziehung“ haben.

Daheim herrschten teils hochgradige Konflikte, sagt Malte Schulz. Oft mangle es an männlichen Vorbildern; die Hemmschwelle zur Gewalt und die Frustrationsschwelle der



Vielen der Jungen, die AlleMann besuchen, fehlt es an männlichen Rollenvorbildern. Bei den Kampffesspielen sollen sie lernen, ihre Kraft und Dynamik positiv zu nutzen.

Wir kämpfen miteinander,
nicht gegeneinander.

Jungs seien niedrig. In den Kampfespielen sollen die Jungs daher lernen, fair miteinander umzugehen. Sie sollen ihre Kraft und Dynamik positiv nutzen und auf „ehrabschneidende Kommentare“ verzichten. Kein Szenario also wie im Hollywood-Film „Fight Club“, bei dem die Gewalt keine Grenze kennt, sondern mehr ein betreutes Kämpfen in einem „Schutz- und Schonraum“, sagt Malte Schulz. „Wir kämpfen miteinander, nicht gegeneinander.“

Vor der Rangelei auf den Gymnastikmatten besprechen Trainer und Spieler die Regeln. Schläge, Tritte und Würgegriffe seien verboten, sagt Marcel Uhl, der als Sozialpädagoge und Kampfespiele-Trainer heute ebenfalls an den Spielen teilnimmt. Alle hätten stets die Möglichkeit, Stopp zu sagen, ohne sich dafür rechtfertigen zu müssen. Es sei ein Zeichen des Respekts, die Signale des Gegenübers zu erkennen. Und dahinter stehe auch ein Menschenbild. „Wir glauben daran, dass jeder ein Gefühl dafür hat, was richtig und falsch ist. Genau dieses Gefühl wollen wir aktivieren“, sagt Marcel Uhl. In einem Kampf auf offener Straße nimmt niemand einem die Entscheidung ab, der Gewalt Einhalt zu gebieten. Da sei der innere Schiedsrichter bei jedem gefordert.

„Wenn jemand daliegt, blutend, und ein anderer geht hin und gibt dem noch eine – ist das falsch oder richtig?“, fragt Marcel Uhl. „Falsch“, antwortet Fabian, elf Jahre alt. „Genau“, bestärkt ihn der Sozialpädagoge mit den raspelkurzen Haaren. „Das checkt man sofort.“ Er macht eine ausladende Armbewegung, die einen Schlag andeutet. „Wenn du jemanden k. o. gehauen hast und du haust noch fünfmal rein, dann bist du ein Asi. So einfach ist das.“

Daher die Übung mit den Wildschweinen, die eine echte Kampfsituation simuliert. Nach einer Runde im



Vor der Rangelei auf den Plastikmatten besprechen Trainer und Spieler die Regeln. Schläge, Tritte und Würgegriffe sind verboten.

„Wenn du einen k.o. gehauen hast und du haust noch fünfmal rein, dann bist du ein Asi, so einfach ist das.“

Kampfespiele

Das Konzept stammt von Josef Riederle, dem Gründer des „Kraftprotz Bildungsinstituts für Jungen und Männer“ mit Sitz in Kiel. Ziel ist die praktische, verantwortliche und reflektierende Arbeit zur Gewaltprävention mit Jungen abseits von gut gemeinten Ansprachen, Ermahnungen, Appellen, Verboten oder Strafen.



Ring fragen die Trainer, ob jemand das Gefühl hatte, dass etwas Unfares vorgefallen sei. Nein, sagt Mike trocken. Zwar habe er einen Ellbogen abbekommen, aber das sei nicht so schlimm gewesen und auch nicht mit Absicht geschehen.

„Genau deswegen sagen wir: Kampfespiele sind ein Geschenk“, erklärt Marcel Uhl. Es gebe für Jungs nur ganz selten die Möglichkeit, „alles rauszuhauen“ und gleichzeitig Teil einer Gruppe zu sein. Dieses bestärkende Gefühl des Miteinanders sollen die Kinder in mehreren Übungen erfahren – etwa wenn sie zu Beginn im Kreis zusammenstehen und sich in die Augen schauen.

„Die Jungs, mit denen wir arbeiten, sind geradezu hungrig danach, gesehen zu werden“, erklärt Malte Schulz. Dahinter stehe der Wunsch nach Anerkennung. Manchmal tasteten sich die Jungs regelrecht mit Blicken ab – auch eine Form der Berührung, durch die sich Kinder und Jugendliche öffneten. Das Prinzip

„Ich sehe dich“ liege daher der gesamten Jungenarbeit zugrunde. Die drei weiteren Grundsätze und Botschaften an die Kinder und Jugendlichen lauten: „Du bist okay“, „Du bist willkommen“ und „Wir halten dich aus“. Wer diese Prinzipien als Haltung im Umgang mit Jungs verinnerliche, finde früher oder später einen Zugang zu ihnen, sagt Malte Schulz.

Zurück im Keller, wo die nächste Übung ansteht. Trainer und Spieler werfen sich einen Boxhandschuh zu. Wieder gilt es, Blickkontakt aufzunehmen und jetzt auch den Namen des Gegenübers zu rufen. Wer ungenau passt, muss drei Liegestützen machen – und selbst erkennen, wann das angemessen ist. Um die Jungs zu unterstützen, werfen sich auch die Trainer zu Boden, um Liegestütze zu machen. Nach einer Weile fordern sie die Mitspieler auf, es ihnen gleichzutun, bis der Boxhandschuh wieder durch den Raum fliegt: „Yeah, guter Catch“, feuern die Trainer die Jungs an. „Echt nice.“

Anderthalb Stunden geht das so weiter. Es wird geschrien, gerempelt und gelacht. Als die Kampfespiele enden, trainieren einige Jungs weiter am Boxsack. Die anderen ruhen sich oben im Aufenthaltsraum aus, spielen Kicker, sitzen auf dem Sofa oder essen Nudeln in der Küche. Ja, sie hätten schon oft Gewalt erlebt, erzählen sie. Auf dem Schulhof gebe es regelmäßige Schlägereien, meint Niklas. „Wenn du nicht aufpasst, bekommst du eine Bombe.“ Also einen Schlag ins Gesicht. Pablo erzählt, dass er kürzlich in eine Prügelei verwickelt gewesen sei. Unfair habe er aber nicht agiert und niemanden verletzt. Die Lektion aus dem Keller scheint er verinnerlicht zu haben.

* Alle Namen der Kinder geändert

Sprechen Sie

Finnjanisch?

Text Anne Heidrich Fotos Sabrina Radeck

An der Oberlinschule für körperbehinderte, hörsehbehinderte und taubblinde Kinder in Potsdam spricht jedes Kind seine ganz persönliche Sprache.

Sprechen Sie Finnjanisch? Nein? Lernen Sie es kennen! Finnjanisch – das ist die Sprache des dreizehnjährigen zierlichen Mädchens namens Finnja, das die dunkelbraunen Haare mit rosa-farbenen Gummibändern zu Zöpfen gebunden trägt und gerade aus ihrem Klassenraum tritt. Ihre Grammatik ist strukturiert durch die Geräusche, die ihr freudiges Hüpfen auf dem Boden machen, als sie die Anwesenheit eines anderen bemerkt, den sie mag und auf den sie zuspringt. Ihre Sätze sind geformt aus dem vorsichtigen Tasten ihrer zierlichen Hand den Arm ihres Gegenübers hinunter. Ihre Worte sind gezeichnet durch ihr Gesicht, das sich der fremden Hand nähert, um daran schnuppern zu können. Was all das bedeuten könnte? Hallo, vielleicht. Oder: Wie geht's dir? „Nonverbale Kommunikation“, sagt Torsten Burkhardt, dem jenes Handgelenk gehört, das Finnja nun einige Minuten lang festhält, „freudige Kontaktaufnahme“. Eine lange Berührung.

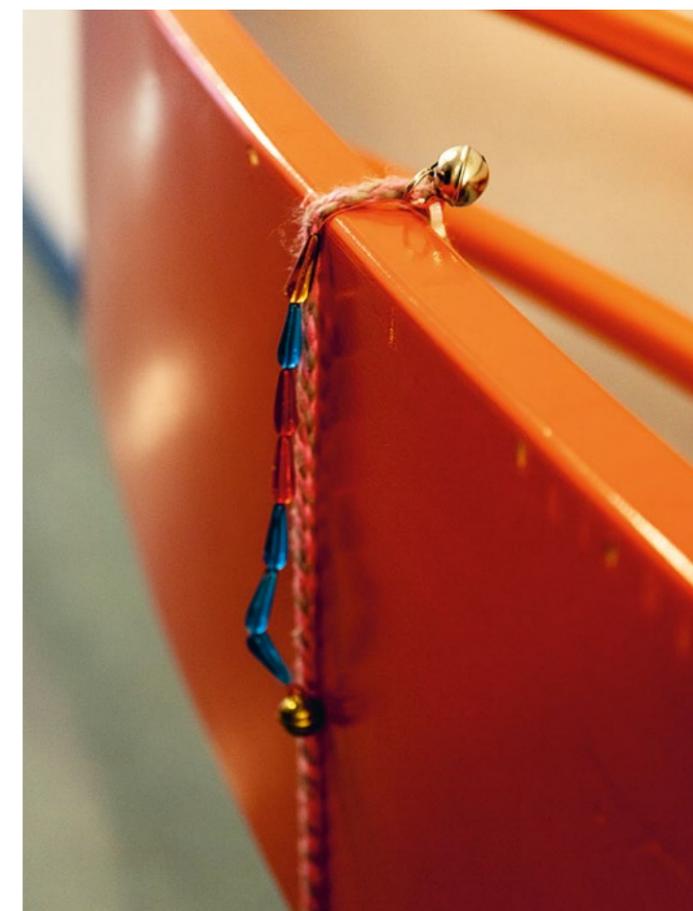
So viel Nähe muss sein, nur so ist Verständigung möglich. Torsten Burkhardt versteht Finnjanisch ziemlich gut, er kennt Finnja und ihre Berührungen, ihr Tasten und ihre Gesten schon lange. Seit ihrer Einschulung vor sieben Jahren ist das Mädchen Schülerin an der Oberlinschule für körperbehinderte, hörsehbehinderte und taubblinde Kinder und Jugendliche in Potsdam. Torsten Burkhardt leitet dort den Bereich für Taubblinde und Hörsehbehinderte, ist für 29 der insgesamt rund 300 Schülerinnen und Schüler verantwortlich, die ganz unterschiedliche Bedürfnisse haben – und ganz unterschiedliche Ausdrucksmöglichkeiten. Die persönliche Sprache einer jeden Schülerin und eines jeden Schülers zu verstehen, den jeweiligen kommunikativen Fähigkeiten möglichst gerecht zu werden, auf sie adäquat zu antworten und ihre Weiterentwicklung zu fördern, ist ein großer Teil seines Jobs.

Manche können nur sehr eingeschränkt sehen und vielleicht ein bisschen hören – wie Finnja. Andere sind nahezu vollständig blind und taub. Viele haben neben ihren körperlichen Beeinträchtigungen auch emotionale Entwicklungsstörungen, einige soziale Problematiken. Oft bedingt das eine das andere.

Jede und jeder einzelne der Schülerinnen und Schüler wird an der Oberlinschule gefördert – je nach spezifischem Förderbedarf. Das Ziel: die Befähigung zu einem möglichst selbstbestimm-

ten Leben, zu dem ganz besonders die Kommunikationsfähigkeit gehört. Aber wer welches Sprachsystem wirklich erlernen und dann auch nutzen kann, Gebärdensprache, das Lorm-Alphabet, bei dem Einzelbuchstaben bestimmten Stellen auf der Handfläche zugeordnet sind, das Finger-Alphabet als eine Aneinanderreihung von Handformen oder die Blindenschrift, das hängt letztlich von den individuellen Bedingungen ab. Wichtig ist, „dass man sie überhaupt erst mal zur Kommunikation bringt“, sagt Torsten

„Wie sie Stimmen wahrnimmt, können Menschen mit normalem Hörvermögen nur mutmaßen.“



Das Geländer im Flur der Schule zeigt durch unterschiedliche Vibrationen den Ort des jeweiligen Klassenzimmers.

Burkhardt über seine Schülerinnen und Schüler. Und dass alle möglichen Hilfen genutzt werden können. Etwa das Geländer im Flur der Schule, das durch unterschiedliche Vibrationen den Ort des jeweiligen Klassenzimmers anzeigt. Etwa die kleinen Elemente mit Blindenschrift, die hin und wieder wahrnehmen kann, wer durch die Räume streift. Etwa die Talker auf manchen Tischen, kleine Geräte mit großen Piktogrammen, die beim Tippen auf eines der Bilder das entsprechende Wort ertönen lassen.

Finnja trägt seit einiger Zeit eine Hörprothese, ein sogenanntes Cochlea-Implantat, das Schall in elektrische Signale umwandelt und diese direkt an den Hörnerv weiterleitet. Wie sich ihre Welt durch dieses Hilfsmittel anhört, wie sie sich verändert hat, wie sie Stimmen wahrnimmt, können Menschen mit normalem Hörvermögen nur mutmaßen. „Komplett anders klingt das“, ist Torsten Burkhardt überzeugt: „So wie eine Roboterstimme, aber auch das ist nur eine Interpretation.“ Exakt erfühlen, wie ein anderer Sinnesreize wahrnimmt, kann niemand, sich hineinfühlen, sich hineindenken schon eher: durch Beobachtung beispielsweise. Warum nestelt Finnja immer wieder an dem Soundprozessor, dem äußeren Teil des Cochlea-Implantats, an ihrem Hinterkopf herum? Stimmt etwas damit nicht? Überfordern sie die Geräusche?

„Früher sind die Geräte hier nur so geflogen“, erinnert sich Anke Henning-Schumann. Viele Schülerinnen und Schüler seien mit den Hörhilfen ganz und gar nicht zurechtgekommen, hätten sie frustriert vom Kopf geschlagen und darüber auch die Motivation für andere Ausdrucksmöglichkeiten verloren. Beispielsweise hätten sie Gebärden, die sie längst beherrschten, wieder vergessen oder sich in sich selbst zurückgezogen, kaum mehr Kontakt gesucht. Der Hördiagnostik- und -therapieraum, den Anke Henning-Schumann vor 17 Jahren aus der Not heraus und mithilfe von Förder- und Spendengeldern an der Oberlinschule konzipierte, habe daran „enorm viel verändert“, sagt Torsten Burkhardt. Viele Kinder seien zuvor entweder gar nicht oder falsch diagnostiziert worden, sagt die Hörgeschädigtenpädagogin. „Sie kamen dann zu uns an die Schule und wir mussten erst einmal herausbekommen: Hört derjenige, wie hört derjenige, was hört derjenige?“ Gewöhnliche Hals-



Für Anke Henning-Schumann ist wichtig, dass Kinder wie Deivid schöne Hörerlebnisse haben – damit sie Prothesen nicht ablehnen.

Nasen-Ohren-Ärzte verfügten für eine ausdifferenzierte Diagnostik oft weder über ausreichend Zeit noch über passende Geräte. „Also haben wir uns gedacht: Wenn es niemand macht, müssen wir es selbst machen.“ In einem Kooperationsprojekt mit der Humboldt-Universität zu Berlin entwickelte Anke Henning-Schumann zusammen mit anderen Experten eine passgenau auf die Bedürfnisse der Oberlinschule abgestimmte Testanlage. Mindestens einmal im Jahr nimmt sie sich Zeit für jede einzelne Schülerin und jeden einzelnen Schüler, integriert die Hörerfahrungen in den Unterricht: Was ist ein Ton? Welche Klänge machen wem Spaß? Wie kann jemand dazu motiviert werden, neuen Geräuschen wirklich zuzuhören?



Thorsten Burkhardt leitet den Bereich für Taubblinde und Hörsehbehinderte. Er kennt Finnja schon seit ihrer Einschulung vor sieben Jahren und spricht Finnjanisch inzwischen ziemlich gut.

Bei Deivid ist eine Entwicklung in wenigen Momenten erkennbar. Der Sechsjährige ist Erstklässler, seit vergangem August erst an der Oberlinschule. Anke Henning-Schumann führt ihn zu einem Platz in der Mitte der Testanlage und setzt sich neben ihn, im 30-Grad-Abstand sind Boxen in einem Kreis um die beiden herum angeordnet. So kann herausgefunden werden, ob ein Kind lokalisieren kann, aus welcher Richtung ein Geräusch kommt. Aber zunächst will sie Deivids Interesse wecken: Sie legt eine Gitarre vor sich hin und klopft mal auf das Holz des Instruments, Deivid legt seine Hand darauf, sie zupft mal an einer Saite, Deivid legt seine Finger auf ihre, sie schaut in die Ferne, als wolle sie dem Ton hinterherschauen – und Deivid fängt selbst an zu zupfen. Gemeinsamen hören nun beide den schwingenden Saiten zu. Es sei wichtig, dass die Kinder gute Hörerlebnisse hätten, sagt Anke Henning-Schumann, dass sie schöne Sinn-Erfahrungen machten, Prothesen und Geräte nicht ablehnten. Denn in vielen Fällen ermöglichten sie „einen Kanal in die Welt“.

Einen anderen Kanal, einen weiteren Zugang zu Deivid, hat seine Klassenlehrerin Anne Kolesnyk-Witzsche schon bald nach seiner Einschulung entdeckt. Immer wieder habe der Junge, dessen einzige Geste anfangs darin bestand, sich selbst zu schlagen, zwei Finger an seine Lippen geführt. Sie habe sich gefragt, was das bedeuten könnte, überlegt und irgendwann einen Becher

mit einem Getränk angeboten – Deivid trank sofort. Und lernte ganz nebenbei: Seine Gesten werden verstanden und beantwortet, mit solchen Gesten kann er sich ausdrücken. Ein Grundstein für das Lernen einer Gebärdensprache. „Wenn die Kinder die Erfahrungen machen, dass sie selbst ausdrücken können, was sie wollen, was sie brauchen – das ist ein wichtiger Schritt“, sagt Anne Kolesnyk-Witzsche. Eine jede und ein jeder ihrer Schülerinnen und Schüler schreite anders voran. „Manche lernen Mathe und Deutsch, für andere ist es schon ein Lernerfolg, in einer Gruppe sein zu können und Wege zu finden, das auszuhalten.“ Und jeder habe sowieso sein eigenes Tempo.

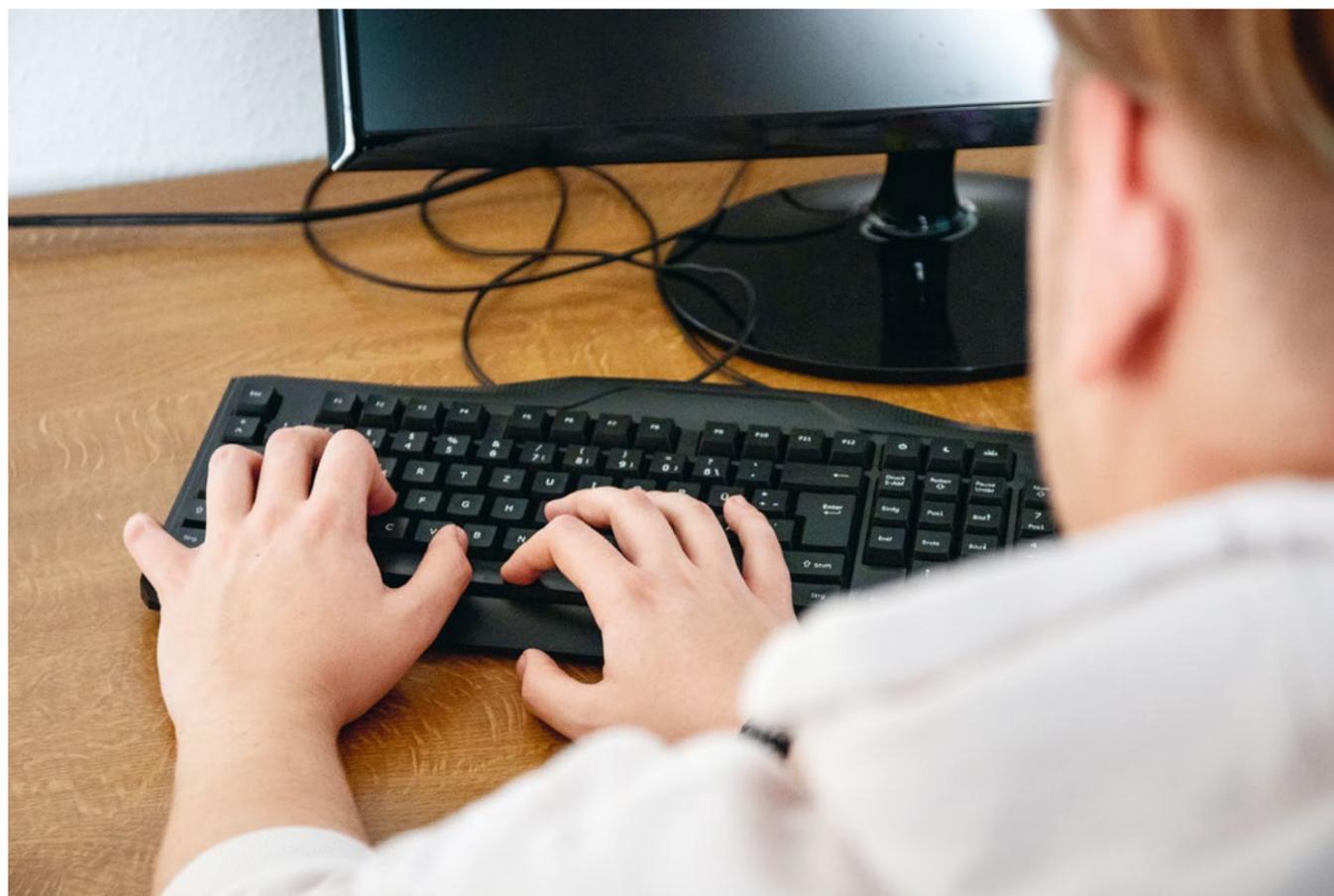
So wie Finnja sich zwar längst noch nicht über Gebärden vollständig ausdrücken kann, aber einige schon gut versteht, das ganze Fingeralphabet zwar noch nicht beherrscht, aber gelernt hat, ein ihren Lehrern und Begleitern ganz besonders wichtiges Wort auch selbst mit den Händen nachzuahmen: F-I-N-N-J-A.

„Manche lernen Mathe und Deutsch, für andere ist es schon ein Lernerfolg, in einer Gruppe sein zu können.“



Um Kinder zum Kommunizieren zu bringen, nutzt die Schule viele verschiedene Hilfen, auch kleine Geräte mit Piktogrammen.

Zurück in die reale Welt



Online-Rollenspiele üben vor allem auf Jungen eine große Faszination aus. Eigene Welten, selbst ein Held sein und im Spiel Freunde finden: Plötzlich berührt die Spielwelt mehr als die Realität. Das Spielen wird zur Sucht. Damit betroffene Jungen wieder in Kontakt mit der realen Welt kommen, finden sie in Dortmund den passenden Ort. Ein Besuch im Auxilium Reloaded, dem ersten Wohnheim für onlinespielsüchtige Jugendliche in Deutschland, das 2015 eröffnet wurde.

Mitten in Dortmund Aplerbeck, in einem modernen Haus mit oranger Fassade, befindet sich das Auxilium Reloaded. Wer es betritt, bemerkt zuerst die großen hellen Räume, die bunten Bilder an den Wänden, die belebten Gänge. Seit 2015 leben in der Einrichtung der Malteser Jungen im Alter zwischen 13 und 21 Jahren, die süchtig nach Online-Rollenspielen sind. Sie kommen aus ganz Deutschland, denn das Auxilium Reloaded ist die einzige Einrichtung für medien-süchtige Jugendliche im Land.

Zwischen ein und zwei Jahren leben die Jungen in dem Haus. Sie alle sind freiwillig hier. „Aber es gibt auch gelenkte Freiwilligkeit“, erklärt Patrick Portmann, Leiter der Einrichtung. Er meint damit, dass meist das Jugendamt oder die Eltern der Jungen die Initialzündung für einen Einzug ins Auxilium Reloaded geben. Dort sollen die Jugendlichen wieder mit der realen Welt in Berührung kommen, sich ein soziales Netz aufbauen, wieder zur Schule gehen. Denn all das ist durch ihre Sucht nach Online-Rollenspielen ins Hintertreffen geraten.

Diese Sucht, auch Online-Gaming-Disorder genannt, ist bis heute noch keine offizielle Erkrankung. Diagnosekriterien gibt es dennoch. Wenn mehr als die Hälfte dieser neun Kriterien für mindestens ein Jahr erfüllt sind, so Portmann, dann kann man von einer Online-Gaming-Disorder sprechen. Zu diesen Kriterien zählt zum Beispiel, dass der Betroffene andere über sein Spielen belügt oder Entzugssymptome wie aggressives Verhalten entwickelt, wenn er nicht spielt.

Auch Florian* hat diese Kriterien erfüllt. Der 18-Jährige lebt seit etwa einem Jahr im Auxilium Reloaded. Seine Flucht aus der Realität war ein Taktik-Shooter, in dem es um Kriegssituationen und Terrorismus geht. Anfangs hat er noch allein gespielt, „aus Langeweile und natürlich auch aus Spaß“. Nach und nach entstand dann ein Netzwerk im Spiel. In der Schule war es hingegen schwierig für ihn, Freunde hatte er dort keine. Zu Hause gab es vor allem oft Streit. So fühlten sich die Online-Kontakte für ihn viel positiver an als die realen.

Der Weg ins Auxilium Reloaded führte für Florian über das Jugendamt. Das ließ ihm die Wahl: entweder die geschlossene Psychiatrie oder die Einrichtung in Dortmund. Florian ging zum Beratungsgespräch ins Auxilium Reloaded. Eine Woche später zog er ein.

Dass Jungen – so wie Florian – sich in einem Online-Spiel wohler fühlen als in der echten Welt, hat laut Patrick Portmann verschiedene Gründe. „Online kann man sich ausprobieren und verschiedene Facetten von sich erforschen“, erklärt er. Außerdem sei das Spiel eine Flucht vor dem Alltag und den eigenen Sorgen. Und heutzutage seien solche Spiele eben auch Teil der Jugendkultur. „Da herrscht ein gewisser sozialer Druck.“



Florian lebt seit einem halben Jahr im Auxilium Reloaded. In der Schule hatte er es schwer, Freunde zu finden. Im Spiel traf er dagegen schnell auf Gleichgesinnte.

Kriterien für eine Online-Gaming-Disorder sind:

- Ins Spiel vertieft sein und zu jeder Zeit daran denken (z. B. Strategien planen)
- Toleranzentwicklung (den ganzen Tag durchzuspielen wird normal)
- Andere über das Ausmaß des Spielens zu belügen
- Entzugssymptome, wenn nicht gespielt wird (z. B. aggressives Verhalten)
- Erfolglose Versuche aufzuhören
- Zu spielen, obwohl einem die Folgen bewusst sind (z. B. Probleme in der Schule, mit der Familie, das soziale Umfeld zerfällt)
- Das Spielen bewusst als Flucht vor dem Alltag zu nutzen
- In Kauf zu nehmen, dass man Beruf und Familie verliert, Freundschaften zerbrechen

Deshalb zielt die Therapie im Auxilium Reloaded auch nicht auf Abstinenz vom Spielen ab. „Das können wir nur schwer kontrollieren“, sagt Portmann. Zudem haben viele der Jungen in der Einrichtung gerade an der Schule negative Erfahrung gemacht, wurden sogar gemobbt. An der neuen Schule in Dortmund sollen sie sich integrieren. „Wenn man dann neu in der Klasse ist und vielleicht auch noch etwas schüchtern und dann noch sagt: ‚Solche Online-Spiele darf ich aber nicht spielen‘, ist das auch nicht so toll.“ Statt also nie wieder zu spielen, sollen die Jungen lernen, verantwortungsbewusst zu spielen. „Das Gleichgewicht zwischen Spielen und realer Welt soll wiederhergestellt werden“, sagt Portmann.

Dafür gibt es in dem Haus in Aplerbeck verschiedene Ansätze. Zum einen haben alle Bewohner verpflichtende Therapiesitzungen – sowohl einzeln als auch in der Gruppe. „In der Einzeltherapie geht es viel um die eigene Biografie und andere, intimere Themen“, sagt Portmann. In der Gruppentherapie hingegen dreht sich am Anfang alles um das Spiel. Der Therapieraum ist mit Computern ausgestattet. Dort stellen die Jungen das Spiel vor, mit dem sie zuvor so viel Zeit verbracht haben. Laut Portmann mache diese Methode es greifbarer, was das Spiel für die Jugendlichen wirklich bedeutet. In der Gruppe diskutieren die Jungen darüber, tauschen eigene Erfahrungen aus. So können sie etwa auch Fähigkeiten aus dem Spiel ins echte Leben übertragen. „Manchmal haben wir Jugendliche, die sagen, dass in der Gruppe zu arbeiten oder soziale Kontakte nichts für sie sind. Die haben dann aber im Spiel ganze Gilden oder Clans geführt“, erzählt Portmann.

Florian wollte am Anfang einfach nur möglichst schnell mit allem durch sein. Mittlerweile weiß er die Arbeit der Einrichtung sehr zu schätzen. „Das Allernetzteste an dieser Einrichtung sind die Betreuer“, sagt er überzeugt. „Die treten mir in den Hintern.“ Dadurch sei seine Faulheit viel weniger geworden. Er geht jetzt auch wieder zur Schule und ist dort einer der Klassenbesten. Außerdem hat er in Dortmund eine feste Freundin gefunden.

Am liebsten ist Florian mittlerweile draußen, geht spazieren oder schwimmen. „Zocken würde ich morgens manchmal gerne“, erzählt er. Dann plane er seinen Tag so, dass dafür am Nachmittag Zeit bleibe. Wenn es dann so weit ist, habe er meist dann doch keine Lust mehr und mache lieber etwas anderes. Denn im Auxilium Reloaded hat er gelernt, was ihm in der echten Welt Spaß macht.

Auch das ist eines der Ziele der Einrichtung. „Viele der Jungen haben so lange nur gespielt, dass sie gar nicht mehr wissen, was ihnen eigentlich gefällt“, sagt Portmann. Deshalb begleiten die Betreuerinnen und Betreuer des Auxilium Reloaded sie zum Beispiel zu Probetrainings. Im Haus selbst gibt es ebenfalls viele Möglichkeiten, sich die

Zeit zu vertreiben. Neben den großen Gemeinschaftsräumen, in denen Küche, Ess- und Wohnzimmer vereint sind, gibt es einen Werk- und einen Fitnessraum, Fahrräder zum Verleih und einen Garten. All das soll den Bewohnern helfen, wieder in Berührung mit der echten Welt zu kommen.

Wie es nach der Zeit im Auxilium Reloaded weitergeht? Florian hat eine grobe Vorstellung: „Ich möchte mein Fach-Abi und dann eine Ausbildung machen“, sagt er. Was das Gaming angeht, erklärt Patrick Portmann, spielten die meisten Bewohner im Anschluss an ihren Aufenthalt schon wieder. Allerdings schafften sie dann trotzdem ihre Schule oder Ausbildung, und auch ihr soziales Umfeld bleibe erhalten. „Sie wissen dann, wie hart der Weg aus der Sucht war, und wollen das auch meist nicht mehr.“ Sollte es doch mal schwierig sein, haben sie jederzeit die Möglichkeit, im Auxilium Reloaded anzurufen oder vorbeizukommen. Durch ihr neu erschaffenes, reales soziales Netz haben sie jetzt einen Ankerpunkt in der echten Welt; und damit mehr Berührung als mit einem Avatar in einem Spiel.

* vollständiger Name der Redaktion bekannt



Patrick Portmann, Leiter des Auxilium Reloaded, versucht mit den Jugendlichen herauszufinden, was ihnen eigentlich gefällt.

Verloren in der digitalen Welt

Manche Menschen berühren ihr Smartphone öfter als die Menschen, die ihnen nahe stehen. Denise Schalow von der Suchtberatung der Diakonie erklärt, woran das liegt, wann das Surfen in der digitalen Welt zur Sucht wird und was Betroffene dagegen tun können.

Frau Schalow, die zwischenmenschliche Berührung scheint abzunehmen, dafür halten wir jetzt permanent das Smartphone in den Händen. Ist das ein angemessener Ersatz?

Wir beobachten, dass eine ganze Generation oft Schwierigkeiten hat, das Smartphone einfach einmal abzuschalten. Das liegt auch ein Stück weit in der Konzeption dieses Angebots. Anders als beim Alkohol – an den ich nachts zum Beispiel nur erschwert herankomme, weil der Laden geschlossen hat – sprechen wir hier über ein Suchtmittel, das 24 Stunden am Tag verfügbar ist. Das führt dazu, dass die Menschen sich leicht in der digitalen Welt verlieren. In Extremfällen steht diesen Menschen dann der Avatar aus dem Videospiel plötzlich näher als die Menschen im realen Leben. Wir hatten hier Betroffene, die im Rahmen der Therapie ihren Avatar gelöscht haben. Das war oft ein richtiger Trauerprozess.

Woran liegt das?

Das hat immer auch etwas damit zu tun, wie ich mich in der Gesellschaft erlebe. Wer glaubt, nicht mithalten zu können, vermeintlich nicht attraktiv, intelligent, stark genug ist, also die klassischen Attribute unserer Gesellschaft nicht bedienen kann, kann sich in der digitalen Welt ein Ich erschaffen, das all dem gerecht wird. Plötzlich habe ich Erfolg, erlebe soziale Zuwendung und dass andere auf mich abfahren. Das stabilisiert den Selbstwert sehr. Das wieder loszulassen, ist ein extrem schwieriger Prozess.



Denise Schalow unterstützt Menschen mit Suchterkrankungen.

Das Smartphone immer griffbereit, einmal die Stunde Mails checken, abends Netflix schauen. So sieht der Alltag bei vielen Menschen aus. Sind wir denn alle mediensüchtig?

Mit der Mediensucht verhält es sich nicht anders als bei anderen Suchterkrankungen auch: Im Grunde genommen geht es darum, dass ein Mensch mit bestimmten Inhalten so viel Zeit verbringt, dass er eine Schädigung an sich selbst, dem sozialen Miteinander und seinem persönlichen Wohlbefinden erlebt und deswegen ein Leidensdruck entsteht. Welche Inhalte das sind, ist dabei letztlich nicht relevant.

Wer ist besonders betroffen?

In unserer Beratung bekommen wir oft Anfragen von Minderjährigen bzw. deren Angehörigen, die sich Sorgen machen, weil ihre Kinder sehr viel Zeit in der digitalen Welt verbringen. Diesen Familien bieten wir im ersten Schritt ein sogenanntes Clearing in unseren Evangelischen Beratungsstellen an. Dabei schauen wir, welche Bedürfnisse Kinder und Eltern haben

und ob es ausreicht, wenn diese zum Beispiel gemeinsam neue Regeln zum Mediengebrauch aushandeln. Wenn es sich tatsächlich um eine Suchterkrankung handelt, suchen wir gemeinsam nach passenden Angeboten – das kann auch eine Behandlung in einer der Gruppen gemeinsam mit Glücksspielsüchtigen Patientinnen und Patienten in unserer Suchtberatung sein.

Glücksspiel und Mediensucht? Wie geht das zusammen?

In beiden Fällen handelt es sich um eine sogenannte stoffungebundene Abhängigkeit: Was für die klassische Glücksspielerin oder den Glücksspieler der Geldeinsatz ist und der Verlust der Kontrolle über das Geld, ist für die klassische Medienabhängigen der Verlust von Lebenszeit und der Verlust der Kontrolle über diese Lebenszeit. Es geht also nicht so sehr um die Frage, was die Menschen konkret tun, um dieses Geld oder diese Zeit zu verspielen, sondern darum, wofür das Suchtmittel eigentlich steht. Was verdrängt es, womit möchte sich ein Mensch lieber nicht auseinandersetzen?

Wie sieht die Therapie genau aus?

Die Menschen, die sich für eine ambulante Therapie entscheiden, sind in der Regel ein Jahr bei uns. In dieser Zeit tauschen sie sich mit den anderen Gruppenteilnehmerinnen und -teilnehmern aus, es finden aber auch Einzelgespräche statt. Außerdem werden die Angehörigen eng in den Behandlungsprozess eingebunden – wenn dies möglich ist. Ziel der Behandlung ist dabei niemals die Abstinenz – allein beruflich sind wir ja zum Beispiel darauf angewiesen, Mails zu schreiben. Es geht vielmehr darum, einen kontrollierten Umgang mit den digitalen Medien zu erlernen. Im Anschluss an die einjährige Therapie können die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dann einen unserer Freundeskreise besuchen, so heißen bei uns die klassischen Selbsthilfegruppen.

Gibt es auch Fälle, bei denen die ambulante Hilfe nicht ausreicht?

Das hat oft etwas mit der Frage nach der Abstinenzfähigkeit zu tun, also mit der Frage, wie viel Schutz von außen ein Mensch braucht, um sich auf die Behandlung einzulassen. Es gibt Menschen, die schaffen es sehr leicht, bestimmte Portale nicht mehr zu bedienen und vom Rechner zu löschen, andere tun sich unheimlich schwer damit. Bei Menschen, die immer wieder rückfällig werden, ist es oft sinnvoll, erst einmal eine stationäre Behandlungsphase einzulegen, damit die Verantwortung nicht ganz bei ihnen alleine liegt.

**Gespräch Anne Wolf
Foto Gerald Biebersdorf**

Diakonie Düsseldorf

diakonie



Miteinander!

Mut und Hoffnung in schweren Zeiten

Die Corona-Krise trifft die Schwächsten in unserer Gesellschaft am härtesten. Mit ihrer Spende haben viele Düsseldorfer Privatleute, Unternehmen, Clubs, Stiftungen und Vereine ein Zeichen für den Zusammenhalt gesetzt. An dieser Stelle können wir leider nicht alle Spenderinnen und Spender nennen, möchten aber beispielhaft ein paar besondere Geschichten herausgreifen.

Papierfabrik spendet 5000 Euro für Corona- Nothilfe

Seit 1886 gibt es die Papierfabrik Julius Schulte Söhne GmbH & Co. KG in Düsseldorf, aber kaum jemals in den 134 Jahren hat die Firma so viel gesellschaftliche Wertschätzung erfahren wie in diesen Tagen. Der Grund ist ganz einfach: Julius Schulte Söhne produziert rund ein Drittel der in Deutschland benötigten Gesamtmenge an Hülsenkartons – das sind die inneren Kartonrollen von Toilettenpapierrollen. Viel zu tun also für die Mitarbeitenden der Firma in Düsseldorf-Bilk – und das derzeit in der Corona-Krise in 12-Stunden-Schichten, weil sich so weniger Mitarbeitende beim Schichtwechsel begegnen. Dazu gibt es weitere umfangreiche Maßnahmen, die die Mitarbeitenden schützen sollen.

„Solidarität, das ist das Stichwort, innerhalb der Firma, aber auch nach außen“, sagt Georg Pinggen, Mitglied der Geschäftsführung. Und deshalb war es auch sofort klar, dass die Firma sich für die einsetzen will, die von der Krise unmittelbar betroffen sind, Wohnungslose und andere Menschen, die wenig haben. „Als dann die Anfrage der Diakonie kam, hat unser Geschäftsführer sofort entschieden: Da spenden wir.“

5000 Euro hat Julius Schulte Söhne für die Corona-Nothilfe der Diakonie gegeben. Dank dieser Spende können unter anderem warme Kleidung, Rucksäcke, Wasserflaschen und viele andere notwendige Dinge an Menschen ausgegeben werden, die auf der Straße leben.

Andreas-Quartier kocht für Wohnungslose

Eine besondere Unterstützung haben die Diakonie-Tagesstätten für Menschen ohne Wohnung und die Evangelische Tafelausgabe durch das Andreas-Quartier erfahren. Da die Restaurants des großen Wohnkomplexes in der Düsseldorfer Altstadt nicht mehr öffnen dürfen, kochen sie eben für wohnungslose Menschen. Täglich wird die Tagesstätte Shelter mit frisch gekochtem Essen beliefert. Und damit nicht genug: Da auch die Lebensmittelausgaben schließen mussten, sprang auch hier das Andreas Quartier kurzfristig ein und organisierte in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Tafelausgabe eine Ausgabe an Familien in der Altstadt.

Bezirksver- tretung spendet Tablet fürs Pflegeheim

Damit die Sehnsucht nach den Angehörigen in der Corona-Krise nicht zu groß wird, helfen Mitarbeitende in den Pflegeheimen der Diakonie Bewohnerinnen und Bewohnern dabei, auch per Skype Kontakt zu den Angehörigen zu halten. Allerdings braucht es dazu auch das passende Equipment. Grund genug für die Bezirksvertretung 5, dem Stammhaus Kaiserswerth ein Tablet zu schenken. „Eigentlich braucht es für so eine Spende einen politischen Beschluss“, erklärt Bezirksbürgermeister Stefan Goliß. Doch wegen der Corona-Krise konnten die Bezirksvertretungen nicht tagen. Da es keinen Sinn gemacht hätte, mit der Spende zu warten, bis sich die Vertreterinnen und Vertreter wieder zusammensetzen können, hat Goliß die Gelder in Absprache mit der Bezirksverwaltung ganz unbürokratisch freigegeben. „Ich bin mir sicher, die Kolleginnen und Kollegen haben nichts dagegen“, sagt er und lacht.

Tischdecken fürs Pflegeheim

„Irgendetwas muss ich in der Corona-Krise einfach tun“, dachte sich Renate Arbeiter, Inhaberin von sander-tischwaesche.de. Spontan teilte die Düsseldorferin ihren Kundinnen und Kunden im sonntäglichen Newsletter ihres Onlineshops mit, einen Anteil der Tageseinnahmen an die Diakonie Düsseldorf zu spenden. „Ich wollte, dass das Geld den Menschen in der Stadt zugutekommt – darum habe ich mich für die Diakonie entschieden.“ Das Ergebnis hat selbst Arbeiter überrascht: Über 1000 Euro sind für den Diakonie-Nothilfe-Fonds zusammengekommen, mit denen die Diakonie beispielweise Einkaufsgutscheine für wohnungslose Menschen oder Zuschüsse zu Lieferdiensten für Mittagsmahlzeiten für ältere Menschen finanziert, damit sich diese in Corona-Zeiten im Supermarkt nicht der Gefahr einer Ansteckung aussetzen müssen. Doch das reichte Arbeiter noch nicht. Sie organisierte, dass der Hersteller, die Firma Sander, die Menschen in den Pflegeheimen zusätzlich mit einer Sachspende unterstützte. Neben neun Tablets, mit denen die Bewohnerinnen und Bewohner in Corona-Zeiten per Skype Kontakt zu ihren Angehörigen halten können, spendete die Firma den Pflegeheimen zusätzlich rund 20 Kartons mit Tischsets und Tischdecken mit fröhlichen frühlinghaften und österlichen Motiven. Eine Sachspende, die vor allem eines macht: Freude. Denn auch das ist wichtig in einer Zeit, in der ältere Menschen mit vielen Einschränkungen leben müssen.

Sitzt, passt, wackelt und hat Luft

Text Anne Wolf
Fotos Gerald Biebersdorf



Text: Christoph Wand
Fotos: David Erd

Mit den Händen in der Erde wühlen, verirrte Regenwürmer vom gepflasterten Schulhof retten, lieber in der Kleiderkammer stöbern, als neue Klamotten zu kaufen – für die Schülerinnen und Schüler der Alfred-Herrhausen-Schule ist das ganz normal.

Jennifer studiert konzentriert die Bauanleitung. Dann setzt sie die Bretter, die vor ihr liegen, schon einmal probeweise zusammen. „Äh? Ist das richtig so?“, fragt sie irritiert, als die wackelige Kiste fertig vor ihr steht. „Warte, ich glaube, das muss so“, unterstützt sie eine Mitschülerin und hakt eines der Bretter in eine der Seitenwände ein. Sitzt, passt, wackelt und hat Luft. „Fehlen nur noch die Würmer“, sagt Jennifer zufrieden. „Die kommen dann mit der nächsten Lieferung.“ Ihren Platz bekommt die etwa 50 Zentimeter hohe Wurmbox später in einem der Klassenzimmer. Mit ihr wollen Jennifer und ihre Mitschülerinnen und Mitschüler aus Lebensmittelabfällen Kompost herstellen. Der soll dann im Schulgarten den Kräutern beim Sprießen helfen.

Angefangen hat alles vor drei Jahren: Die Schülerinnen und Schüler der Alfred-Herrhausen-Schule wollten etwas tun für den Umweltschutz. In einer Projektwoche hinterfragten sie eingespielte Abläufe: Müssen die Schülerinnen und Schüler die Brötchen wirklich jedes Mal in eine neue Tüte packen, wenn sie für den Schulkiosk einkaufen gehen? Nein, das muss nicht sein.

Im Supermarkt zu eingeschweißtem Obst und Gemüse greifen? Lieber nicht. Und das mit dem Kräuternanbau im Schulgarten ist ja gut und schön – aber geht da nicht noch mehr? Ja, auf jeden Fall.

Nach der ersten Bestandsaufnahme entstanden gleich mehrere Projekte, in denen sich alles um den Umweltschutz dreht: Da ist zum Beispiel der Schulgarten der Schülerfirma, der sich zu einem Urban Garden gemausert hat: Die Schülerinnen und Schüler werkeln nun für alle offen zugänglich mitten auf dem Schulhof. In auf Paletten montierten Pflanzkisten wächst Schnittlauch, Petersilie und was die Schülerinnen und Schüler sonst noch so für das Mittagessen benötigen, das sie in der Schulküche zubereiten. Wie gut das funktioniert, hat selbst Stefanie Meckenstock überrascht. Die Diakonie-Mitarbeiterin leitet an der Alfred-Herrhausen-Schule die Schülerfirma, in der



Die Schüler der Alfred-Herrhausen-Schule ziehen die Kräuter für das Schulessen schon lange selbst. Aber das reichte ihnen irgendwann nicht mehr.



Mit der Wurmbox soll später im Klassenzimmer aus Lebensmittelabfällen Kompost hergestellt werden.

die Schülerinnen und Schüler auf das Berufsleben vorbereitet werden. „Wir mussten überhaupt keine Überzeugungsarbeit leisten: Für den Schulgarten übernehmen alle gerne Verantwortung.“

Überzeugen mussten auch die Diakonie-Schulsozialarbeiterinnen Petra Draham-Klein und Eva Maria Dahmen niemanden, als sie mit Unterstützung der Schülerinnen und Schüler eine Kleiderbörse an der Schule einrichteten. Wer aus seinen Klamotten herausgewachsen ist, kann diese bei der Börse abgeben. Und wer etwas Neues sucht, darf vorbeischaun und mitnehmen, was ihm gefällt.

Ein großer Teil der Schülerinnen und Schüler an der Alfred-Herrhausen-Schule kommt aus Elternhäusern, wo die finanzielle Situation oft nicht günstig und die Schülerinnen und Schüler deshalb schlecht ausgestattet sind. „Manche sind nicht wettergemäß gekleidet, andere tragen kaputte Kleidung oder besitzen kein Sport-

oder Schwimmzeug“, berichtet Draham-Klein. „Mit der Kleiderbörse vermitteln wir, dass gebrauchte Kleidung nicht nur tragbar ist, sondern dass sich dafür auch etwas für den Umweltschutz tun lässt.“ So falle es auch bedürftigen Schülerinnen und Schülern leichter, Kleiderspenden anzunehmen.

Und dann gibt es da noch die Nachhaltigkeit AG, die sich einmal in der Woche trifft – und zwar nicht nur, um Wurmboxen zu bauen. In der AG stellen die Schülerinnen und Schüler Produkte wie Duschgel, Waschpulver oder Flüssigseife selbst her. „Die Schülerinnen und Schüler sind sehr stolz auf die Dinge, die sie erzeugen“, erzählt Eva Maria Dahmen, „und tragen auf diese Weise den Nachhaltigkeitsgedanken in die Familien weiter.“

Die Diakonie Düsseldorf hat sich zum Ziel gesetzt, den Verbrauch natürlicher Ressourcen messbar abzusenken und ihre CO₂-Bilanz noch stärker zu verbessern. In diesem Zusammenhang hat die Diakonie unter anderem einen Nachhaltigkeitspreis ausgelobt, den das Projekt der Alfred-Herrhausen-Schule in diesem Jahr gewonnen hat.

Direkter Draht zu den Kita-Eltern

Socken vergessen, der Elternabend steht an, das Kind kann nicht kommen? Mit der Kita-Info-App wissen die Eltern der Kita Weseler Straße direkt Bescheid. Dort testet die Diakonie Düsseldorf die App seit Jahresbeginn.

Wenn die Kita in der Weseler Straße morgens aufmacht, ist erst mal ein ziemliches Gewusel. Die ersten Kinder kommen an und werden von den Erzieherinnen und Erziehern begrüßt. Mittendrin ist René Dankowski und behält die Übersicht. Als Leiter der Einrichtung ist er nicht nur erster Ansprechpartner der Mitarbeitenden, sondern informiert gerade auch die Eltern. Und egal worum es geht: Seit Januar 2020 erreicht Dankowski die Eltern deutlich schneller, verlässlicher und direkter. Und zwar per App.

Die Idee dazu entstand im Dialog mit den Eltern. Weil diese nicht immer in die „Elternpostkästen“ schauen, gingen Informationen verloren. Die Eltern wünschten sich eine zeitgemäße, digitale Lösung. Die Leitung suchte und fand die „Kita Info App“ als passende Option, die einfach einsetzbar ist und den strengen Anforderungen im Bereich Datenschutz der Diakonie gerecht wird.

Die App dient zuerst der Information: Wann hat die Kita zu, wann hat sie offen? Sind Ausflüge geplant? Was sollen die Eltern mitbringen? Gleich-



Sind Ausflüge geplant? Was sollen die Eltern mitbringen? Mit der Kita-App können sich Familien schon morgens beim Kaffee ganz einfach über wichtige Ereignisse in der Kita informieren.

zeitig erlaubt die App den Eltern, kranke Kinder mit zwei Klicks von der Teilnahme abzumelden oder Rückmeldungen zu geben. Gerade die letztgenannte Funktion ist hilfreich: Die App stellt die Rückmeldungen direkt tabellarisch dar, sodass Erzieherinnen und Erzieher nicht mehr einzelnen Zetteln hinterherlaufen müssen.

Mit dem Angebot betritt die Diakonie teilweise Neuland. Während digitale Angebote in immer mehr Bereichen des Lebens wahrgenommen werden, sind diese in sozialen Einrichtungen weit weniger verbreitet.

Die bisherigen Erfahrungen mit der App waren vor allem positiv. Zur Einführung organisierte die Kita zwei Infoabende für die Eltern, und bereits nach wenigen Wochen waren alle Eltern registriert. Wurden früher Zettel 60 Mal ausgedruckt und mit den Namen der Kinder versehen, sind die Infos jetzt mit einem Klick direkt bei den Eltern.

Wichtig ist Dankowski dabei, dass die App den persönlichen Kontakt vor Ort nicht ersetzt, auch nicht den zu den Eltern. Aber wenn das Telefon morgens seltener klingelt, wenn weniger Zeit für das Sortieren von Zetteln draufgeht, ist genau dafür wieder mehr Zeit.

Ein Effekt, der selbst die Kita-Leitung überrascht hat, ist die einfachere Kommunikation im Team. Nicht alle haben eine E-Mail-Adresse der Diakonie, es gab vorher keinen gemeinsamen digitalen Terminkalender. Weil dies über die App möglich ist, können sich die Mitarbeitenden schneller auf dem Laufenden halten über Teamtreffen, Fortbildungen & Co.

In den nächsten Wochen soll die Kita-Info-App in zwei weiteren Kitas getestet werden – und vielleicht kommt es dann ja bald zu einem flächendeckenden Einsatz dieser oder einer anderen App für die 3000 Kita-Kinder der Diakonie Düsseldorf und ihre Eltern.

Text Martin Herrndorf
Foto Kira Küster

„Ich habe keinen Hass auf sie, ich habe Mitleid“

Kinder suchtkranker Eltern müssen zu Hause oft früh Verantwortung übernehmen – und stellen dabei nicht selten die eigenen Bedürfnisse hintenan. Eine Betroffene erzählt.

Wie alt sie gewesen ist, weiß Andrea Klatter* nicht mehr sicher. An die Situation kann sie sich aber noch genau erinnern. „Ich wollte mir eine Limo holen, und dann stand da im Küchenschrank ein volles Glas Bier.“ Merkwürdig fand das junge Mädchen das damals. Was es bedeutete, wusste sie nicht. Heute weiß sie es – ihre Mutter war alkoholsüchtig, und sie ist es heute, 40 Jahre später, immer noch.

Es ist einiges passiert in diesen 40 Jahren. Es gab immer wieder Streit in der Familie Klatter. „Meine Mutter hat mich nicht lernen lassen, teilweise stundenlang gegen meine Tür gepölkert. Ich kam überhaupt nicht mehr zur Ruhe, bin dann deswegen sogar durchs Abitur gefallen.“ Aber niemand sagte etwas, die Lehrer nicht, die Verwandtschaft nicht, die Menschen im Haus nicht. Erst im Nachhinein sei sie mal von Nachbarn angesprochen worden, erzählt Andrea Klatter: „Und, trinkt deine Mutter noch?“ „Mit meinen 18, 19 Jahren habe ich das gar nicht verstanden, warum sich meine Mutter so benimmt.“

Ich wollte mir eine Limo holen. Und dann stand da im Küchenschrank ein volles Glas Bier.

Mit 20 zog sie zu ihrem heutigen Mann. Den Kontakt zu den Eltern hat sie nie abgebrochen, hat jeden Tag angerufen, sie jede Woche gesehen. Sogar auf ihr Baby hat ihre Mutter aufgepasst, damit Andrea Klatter arbeiten konnte. „Das hat sogar super geklappt, dafür bin ich heute noch sehr dankbar.“

Irgendwann ging es aber nicht mehr. Der Wendepunkt war, als ihre Mutter betrunken leere Flaschen aus dem Fenster geworfen hat und parkende Autos damit beschädigte. Spätestens da wurde auch der Tochter klar, wie ernst es um ihre Mutter stand. Diese musste vor Gericht – und Andrea Klatter begleitete sie. Ab da sorgte sie für ihre Mutter und nicht mehr umgekehrt.

„Das geht vielen Kindern suchtkranker Eltern so. Manche Kinder haben schon in sehr jungen Jahren ein hohes Maß an Verantwortung für den suchtkranken Elternteil übernommen und sind in eine parentifizierte Rolle gedrängt worden – das heißt, dass sich nicht mehr die Eltern um die Kinder, sondern die Kinder um die Eltern

kümmern“, sagt Denise Schalow, Leiterin der Fachambulanz für Menschen mit Suchterkrankungen der Diakonie Düsseldorf. Die Mitarbeitenden der Fachambulanz beraten Menschen, die süchtig nach Alkohol, Medikamenten, Drogen oder Glücksspiel sind – und sie beraten die Angehörigen, rund 200 im Jahr. Das überrascht erst einmal viele, wollen sie doch zunächst Hilfe für ihre suchtkranke Partnerin oder ihren suchtkranken Partner oder Elternteil. „Viele wissen bis dahin auch nicht, dass sie sich bei uns auch ganz unabhängig vom Betroffenen beraten lassen können, weil sie oft erst einmal davon ausgehen, dass sie selbst ja nicht krank seien und kein Problem haben. So reagieren einige Angehörige auch zunächst irritiert, wenn wir ihnen anbieten, dass sie selbst auch einen Beratungstermin bekommen und Einzel- und Gruppenangebote bei uns wahrnehmen können – dann natürlich bei einem anderen Berater oder einer anderen Therapeutin als der Betroffene.“

Dass sie selbst kein Problem hat, das dachte auch Andrea Klatter lange. Sie kümmerte sich viele Jahre um ihre Eltern – damit ihre Mutter nicht verwaist, diese war inzwischen am Korsakow-Syndrom erkrankt, das unter anderem Gedächtnisstörungen hervorruft –, arbeitete dazu Vollzeit und zog ihre Tochter groß. Sie versuchte, alles zu stemmen. „Aber der Schuss ist nach hinten losgegangen. Ich hatte einen richtigen Burn-out, Schlafstörungen, keine Lust mehr rauszugehen.“ Sie machte eine Therapie – und die Therapeutin riet ihr, sich Hilfe bei der Diakonie zu holen.

„Viele Angehörige kommen bei uns erstmals auf die Idee, auch mal über sich selbst, das eigene Leid und die eigene Belastung nachzudenken und zu reflektieren – oft ging es bis dahin ja schon jahrelang nur um den Suchtkranken und darum, was dieser braucht oder wie und wann dieser sich

Mit meinen 18, 19 Jahren habe ich gar nicht verstanden, warum sich meine Mutter so benimmt.

helfen lässt“, erklärt Denise Schalow. „Oft sind die Angehörigen dabei besonders fleißig geworden. Sie arbeiten in ihren Berufen hart und übernehmen auch zu Hause sukzessive mehr und mehr Verantwortung, wenn der Betroffene nach und nach zu immer weniger in der Lage ist. Sie wirken oft wie jemand, der mit viel zu vielen Bällen viel zu lange jongliert, und dabei staunen wir oft, wie lange dies vermeintlich gut gegangen ist.“ Wie viel Unterstützung die Angehörigen dann brauchen, sei unterschiedlich – manchmal nur ein Gespräch, manchmal eine lange Beratungsphase und nicht selten danach auch noch weiterführende Therapien. Andrea Klatter zum Beispiel ging Anfang 2020 in eine Reha. Sie wollte zuerst nicht, aber die anderen in ihrer Angehörigengruppe bei der Diakonie überzeugten sie.

„Und das hat wirklich viel gebracht“, sagt sie. „Mir wurde wieder beigebracht, an mich zu denken. Meine Mutter kann ich nicht mehr retten, die ist verloren. Aber mich kann ich noch retten.“ Andrea Klatter macht jetzt aus der Krankheit ihrer Mutter kein Geheimnis mehr. Freunde wissen Bescheid, zwei Kollegen, ihr Chef. „Ab einem bestimmten Punkt können es Angehörige auch alleine schaffen“, sagt Denise Schalow. „Weil sie sich in der Beziehung besser distanzieren können, weil der Betroffene etwas verändert, eine Behandlung anstrebt, oder weil derjenige eine individuelle Lösung dazwischen für sich findet.“ Eine individuelle Lösung hat auch Andrea Klatter für sich gefunden – sie ist weiter für ihre Mutter da, ohne sich selbst zu vergessen. Wut empfindet sie jedenfalls nach all den Jahren nicht. „Meine Mutter ist jetzt so ein armes Wesen, einfach nur noch eine Hülle. Ich habe keinen Hass auf sie, ich habe Mitleid.“

* Name geändert
Text Christoph Wand

Wenn Mütter ihre Kinder zurücklassen müssen

Text & Foto Kira Küster



Wenn Partnerschaften zerbrechen, ist eine gütliche Trennung oft nicht möglich. Es gibt Streit und viele Machtkonflikte: ums Geld, um Besitz und um die Kinder. So ist es auch Inga Landmark* ergangen.

Inga Landmark und ihr Partner waren elf Jahre in einer Beziehung. Kurz nachdem sie zusammengekommen waren, wurde ihre Tochter geboren. In den ersten Jahren lief es gut, doch die letzten Jahre waren sehr schwierig. Die beiden stritten viel und immer öfter. Inga Landmark blieb aber bei ihrem Partner, um ihrer Tochter willen: Sie wollte ihr eine Familie bieten und hielt deshalb eisern durch. Und sie konnte sich auch gar nicht vorstellen, wie sie das Leben alleine bewerkstelligen sollte, weil sie von ihrem Partner finanziell komplett abhängig war. Doch irgendwann im letzten Jahr ging es nicht mehr. Der Streit war eskaliert, und sie beschloss, ihren Mann zu verlassen. Sie tat dies schweren Herzens, denn sie musste ihre Tochter beim Vater lassen, bis sie eine Lösung gefunden hätte und ihre Tochter wieder bei sich haben könnte. Wenn sie heute davon erzählt, werden ihre Augen noch immer glasig.

Der Streit ums Kind endete vor Gericht

Zunächst kam sie bei einer Freundin unter, aber auf Dauer ging das nicht. Sie wandte sich an das Wohnungsamt und wurde dort an die Icklack – Wohnen für Frauen der Diakonie Düsseldorf verwiesen. Hier konnte sie erst einmal wohnen. In der Zwischenzeit verweigerte ihr Ex-Partner aber den Kontakt zur Tochter. Da mit ihm nicht zu reden war, endete der Konflikt um das Sorgerecht vor Gericht.

„Das war ein harter Kampf, den Frau Landmark auszufechten hatte, bis sie wieder das Recht bekam, ihre Tochter zu sehen“, erinnert sich Stefanie Volkenandt, die Leiterin der Icklack, die Landmark damals zur Seite stand. Für Frauen, die ihren Partner verlassen und deshalb wohnungslos werden, sei es generell schwer, ihre Kinder mitzunehmen. „Es gibt zwar – Gott sei Dank – seit 2015 eine kurzfristige Unterbringungsmöglichkeit für akut obdachlose Mütter mit Kindern bei der Diakonie Düsseldorf. Aber eine längerfristige Betreuung und Begleitung, wie sie in der Icklack – Wohnen für Frauen angeboten wird, gibt es bisher nur für alleinstehende Frauen.“

Das Gericht stellte zwar das gemeinsame Sorgerecht fest, weil die 43-Jährige jedoch als wohnungslos galt, wurde ihr nur ein minimales Umgangsrecht für ihre Tochter zugesprochen: „Ein ganzer Tag in der Woche, der

Samstag, gehört jetzt mir und meiner Tochter, dann gehen wir zusammen in die Stadt, und einmal waren wir sogar auf einem Konzert“, erzählt sie. Und manchmal, wenn ihr Partner in guter Stimmung ist, kann sie ihre Tochter auch zwischendurch einmal sehen.

Es dauerte allerdings ein wenig, bis ihre Tochter wieder Zutrauen zu ihr fassen konnte. Ihr Ex-Partner hatte zwischenzeitlich Stimmung gegen sie gemacht, zudem hatte die Abwesenheit der Mutter das Kind sehr verunsichert. Die Mitarbeiterinnen der Icklack vermittelten Inga Landmark an die Evangelische Beratungsstelle, die nur wenige Meter entfernt liegt. Dort half man der verzweifelten Mutter dabei, einen klaren Blick zu gewinnen und die Beziehung zur Tochter sukzessive wieder aufzubauen. „Wenn wir uns heute treffen, kann ich in den Augen meiner Tochter erkennen, dass sie sich wirklich freut mich zu sehen“, sagt sie und strahlt dabei selbst über das ganze Gesicht. Froh ist sie auch, dass ihre Tochter, trotz der Konflikte zwischen den Eltern, gute Noten in der Schule und sogar eine Empfehlung fürs Gymnasium bekommen hat.

Und auch eigene Zukunftspläne hat Inga Landmark. Jetzt, wo sie endlich all ihre Schul- und Arbeitszeugnisse aus Lettland geschickt bekommen hat und auch deren Übersetzung geschafft ist, möchte sie eine Ausbildung zur Altenpflegerin beginnen. Dann möchte sie in eine eigene Wohnung ziehen, damit sie sich das Sorgerecht mit ihrem Ex-Partner teilen kann: „Ich bin heute eine selbstbewusste, eigenständige Frau – eine ganz andere Frau als die, die ich in der Beziehung mit meinem Ex-Partner war.“

*Name zum Schutz der Person von der Redaktion geändert

Für Frauen ohne Wohnung, die schwanger sind oder kleine Kinder haben, gibt es die „Kleine Ariadne“ – die Mutter-Kind-Wohnung der Diakonie Düsseldorf. In der Wohnung finden die Frauen Ruhe und Unterstützung, um ihre Angelegenheiten zu klären, beispielsweise mit dem Jobcenter, der Familienkasse, dem Wohnungsamt. Ist das geschafft, suchen die Mitarbeiterinnen gemeinsam mit ihnen nach einer neuen Wohnung.

Im Schnitt bleiben die Frauen etwa drei Monate und schaffen dann den Weg zurück in ein eigenständiges Leben. Diese Arbeit wird zu 100 Prozent aus Spenden finanziert. Mehr Informationen unter: www.diakonie-duesseldorf.de



So ein Zirkus

Text Stefanie Eß

Foto Andreas Endermann

Im Zentrum plus Benrath üben Seniorinnen und Senioren Einradfahren, Jonglieren oder lassen Hula-Hoop-Reifen um die Hüften kreisen.

Ein orangefarbenen Teller auf einem dünnen Stab balancierend, setzt Marita (66) konzentriert einen Fuß vor den anderen, um nicht von der hochkant gestellten Metallleiter in der Raummitte zu fallen. Während Christine (72) auf dem Pedalo flott zwischen der Leiter und der am Boden ausgerollten Slackline hindurchfährt, wendet sich Martin (50) den bunt gestreiften Hula-Hoop-Reifen zu.

„Hier bei ‚So ein Zirkus‘ können alle genau das ausprobieren, worauf sie Lust haben. In ihrem eigenen Tempo, auf ihrem persönlichen Fitness-Niveau und mit persönlicher Anleitung“, erklärt Sandra Ludes, Mitarbeiterin des Zentrum plus Benrath der Diakonie. Ein festes Programm gibt es bei den wöchentlichen Treffen im Bürgerhaus Benrath nicht. „Oft entwickelt sich aber eine Eigendynamik und dann machen doch mehrere Teilnehmende etwas zusammen. Wie jetzt zum Beispiel“, erzählt sie, mit Blick auf ein Grüppchen von fünf Teilnehmenden, die alle Hula-Hoop-Reifen um die Hüften kreisen, am Körper rauf- oder runterwandern oder durch den Raum rollen lassen.

Seit fast einem Jahr finden die von einigen Krankenkassen aus dem Gesundheitsfonds NRW finanzierten Treffen statt. Das Angebot steht allen älteren Menschen offen, mit und ohne körperliche oder seelische Einschränkungen, kostenfrei und ohne Anmeldung – nicht mal Sportbekleidung ist erforderlich. Natürlich freut sich Sandra Ludes über alle regelmäßig Teilnehmenden, aber auch sporadisches Mitmachen ist möglich.

Hinter dem Bewegungsangebot liegt ein ganzheitliches Konzept für Körper, Geist und Seele. Die gymnastischen Bewegungen verbessern die Geschicklichkeit und Beweglichkeit der Teilnehmenden und dienen unter anderem der Sturzprophylaxe. Gleichzeitig sind die Koordinationsübungen ein gutes Training fürs Gehirn. Nicht zuletzt fördert die gemeinschaftliche Aktivität soziale Teilhabe und das Knüpfen neuer Kontakte wirkt somit der Einsamkeit im Alter entgegen.

„Am wichtigsten ist aber, dass es Spaß macht“, findet Olaf Schmeißer vom Kooperationspartner Mitmachzirkus Düsseldorf, während er sich dreht und ihm ein Zylinder quasi von alleine aus der Hand und auf den Kopf springt. „Spaß schafft eine nachhaltige Motivation. Es muss nicht alles klappen, man muss es nur versuchen. Manchmal kommt etwas ganz anderes dabei heraus als geplant, aber dann ist das gut.“

Sich ausprobieren möchte auch Christine – und zwar auf dem Einrad. Unterstützt von Olaf Schmeißer, der sie an der Hand hält, fährt sie ein paar Meter an der Bühnenkante entlang. „Hier kann man noch mal ein bisschen verrückt sein. Es hält jung und man kommt aus dem Alltag raus“, erzählt die 72-Jährige, die regelmäßig bei „So ein Zirkus“ mitmacht.

Für Marita ist es erst das vierte Treffen, aber auch sie erkennt schon Fortschritte: „Mein Gleichgewichtssinn hat sich deutlich verbessert.“ Das läge auch daran, dass sie einige Übungen in ihren Alltag integriert habe und beispielsweise beim Zähneputzen nur noch auf einem Bein stehe. „Der Zirkus ist eine tolle Sache. Ich kann etwas für meinen Körper tun und habe auch noch Spaß dabei“, erzählt sie und lacht.

Eineinhalb Stunden später räumen die Teilnehmenden gemeinsam zusammen. Keulen, Tücher und Bälle kommen in die Jonglierkiste, Diabolos, Devilsticks und Teller müssen in die braunen Lederkoffer, Reifen zurück in die bereitliegende Stofftasche und dann alles in das bunt beklebte ehemalige Feuerwehrauto des Mitmachzirkus. „Schade, dass es schon vorbei ist“, findet Martin, mit 50 Jahren der jüngste Teilnehmer des Tages, „Ich war zum ersten Mal hier und komme definitiv wieder.“

„So ein Zirkus“ findet (außer während der Corona-Krise) jeden Dienstag von 10 bis 11.30 Uhr im Bürgerhaus Benrath, Tellingstraße 56, statt. Die Teilnahme ist auch spontan möglich. Im Sommer treffen sich die Teilnehmenden im Hof, bei schlechtem Wetter in der Aula. Das Angebot ist kostenfrei, eine Anmeldung ist nicht nötig. Weitere Veranstaltungen finden Sie unter: www.zentrum-plus-diakonie.de

Mit dem Avatar nach Passau



Im Stammhaus Kaiserswerth testen Seniorinnen und Senioren eine Spielkonsole, die speziell für sie entwickelt wurde – und tun dabei ganz nebenbei etwas für ihre Gesundheit.

Text Anne Wolf
Fotos Bernd Schaller

Es tönt aus den Lautsprechern: „Warten Sie einen Augenblick, ich mache ein Foto von Ihnen!“, während eine junge Frau auf dem Bildschirm eine historisch anmutende Sofortbildkamera hebt. Es klickt. Ein Foto von Eva Hansen erscheint. Die 87-Jährige, die dem Bildschirm gegenüber auf einem Stuhl sitzt, grinst. Ihre Mitspielerinnen und Mitspieler, die sich in einem Stuhlkreis um sie herum platziert haben, lachen. „Sehr schick“, foppt Heinz Franke sie freundschaftlich.

Drei Mal in der Woche trifft sich die Gruppe im Stammhaus Kaiserswerth zum Spielen mit der sogenannten memoreBox, einer Spielkonsole, die das Start-up RetroBrain mit Unterstützung der Barmer speziell für ältere Menschen in Pflegeheimen entwickelt hat. Derzeit befindet sich die Box in rund 100 Pflegeheimen in Deutschland in der Testphase, das Stammhaus Kaiserswerth der Diakonie Düsseldorf ist eines von ihnen.

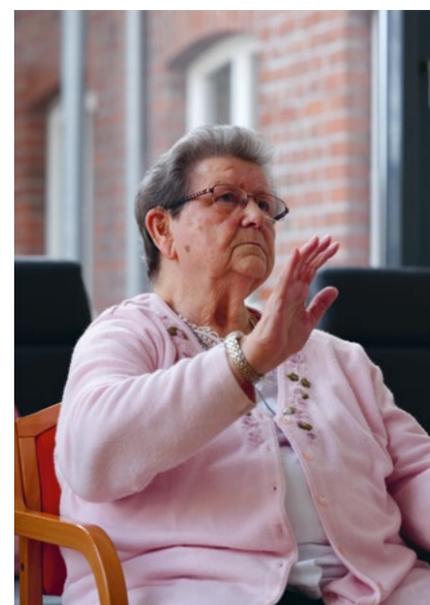
Bei der memoreBox können die Spielerinnen und Spieler zwischen

sechs Videospiele wählen. Alle enthalten therapeutische Elemente, die auf Erkenntnissen aus Geriatrie, Neuropsychologie, Physio- und Musiktherapie basieren. Steuern können die Spielerinnen und Spieler die Konsole, die am Fernseher angeschlossen wird, über einfache Gesten. So können auch Menschen mitspielen, die beispielsweise auf den Rollstuhl angewiesen oder nicht mehr so gut zu Fuß sind.

Eva Hansen hat sich heute fürs Motorradfahren entschieden. Ihre Aufgabe: nach Passau fahren, dort-

hin, wo die Flüsse Donau, Inn und Ilz zusammenfließen. Indem sie ihren Oberkörper nach rechts oder links neigt, muss Hansen zum Beispiel andere Verkehrsteilnehmerinnen und -teilnehmer überholen, Hindernissen ausweichen und die richtige Abzweigung wählen, wenn sich die Autobahn gabelt. Gar nicht so einfach: Wenn die Mitspielerinnen und Mitspieler so laut mitfiebern wie bei Hansen, kann einen das schon einmal aus dem Konzept bringen. „Wo musste ich jetzt noch einmal hin?“, fragt die 87-Jährige, als sie sich der ersten Abfahrt nähert. Sie entscheidet sich, die Abzweigung Richtung Würzburg zu nehmen, ein Umweg, wie es so gleich aus den Lautsprechern tönt. „Kein Problem“, findet Hansen. Ihr macht das Spiel riesigen Spaß. Sie ist, als die Gesundheit noch mitgemacht hat, selbst Motorrad gefahren. Ein kleiner Umweg störe da nicht, eher im Gegenteil.

Das Projekt ist auf ein Jahr angelegt. In dieser Zeit werden die Ergebnisse jeder Spritztour, jedes Kegelmatches und jedes Tischtennispiels



Anders als bei den üblichen Spielkonsolen hat man bei der memoreBox immer ein Erfolgserlebnis. Das hilft dabei, am Ball zu bleiben.



Heinz Franke und Eva Hansen spielen Tischtennis mit der memoreBox. Alle Spiele enthalten therapeutische Elemente und sind auch für Menschen geeignet, die zum Beispiel auf den Rollstuhl angewiesen sind.

gespeichert, sodass sich später feststellen lässt, wie sich Motorik, Koordination und Erinnerungsvermögen der Spielerinnen und Spieler entwickelt haben. Und da hat sich seit Beginn der Testphase augenscheinlich einiges verändert, erklärt Kerstin Riediger, Leiterin des zentrum plus im Stammhaus Kaiserswerth. „Am Anfang hat sich die Gruppe noch ein bisschen schwergetan, aber mittlerweile hat sich bei allen die Motorik deutlich verbessert“, sagt sie, während die Gruppe in Jubel ausbricht, weil Heinz Franke gerade sechs Kegel auf einmal abgeräumt hat. „Das Schöne ist, dass sich das Spiel an die Fähigkeiten der Spielerinnen und Spieler anpasst. Die alten Menschen haben – anders als zum Beispiel bei den üblichen Spielkonsolen – immer ein Erfolgserlebnis.“ Nicht zu unterschätzen sei aber auch der soziale Faktor. „Die Spielerinnen und Spieler unterstützen sich gegenseitig, gönnen den anderen ihre Erfolge.“

Natürlich gebe es Spiele, die beliebter seien als andere. Kegeln zum Beispiel stehe hoch im Kurs, auch wenn Herr Franke gerne bescheiden abwinkt, dass das ja nichts mit Können, sondern eher mit Glück zu tun habe. Nicht ganz so viel Spaß macht den meisten dagegen das Tanzen. Möglicherweise weil sich dort keine Punkte holen lassen, an denen sie sich messen können. Und beim Singen, da sind sich alle einig, könnte die Musik ruhig etwas peppiger sein. Für „Hoch auf dem gelben Wagen“ fühle man sich einfach noch zu jung.

Über die memoreBox möchte die Barmer die Gesundheit von Pflegeheimbewohnerinnen und -bewohnern stärken und gesundheitsfördernde Strukturen in Pflegeeinrichtungen aufbauen. Wissenschaftlich begleitet wird der Einsatz von der Humboldt-Universität zu Berlin, der Charité Universitätsmedizin Berlin sowie der Alice Solomon Hochschule Berlin.

Thorsten Nolting hat in seinen 17 Jahren bei der Diakonie Düsseldorf zahlreiche richtungsweisende inhaltliche und strukturelle Projekte auf den Weg gebracht: von der Entwicklung des Platzes der Diakonie über neue Diakoniezentren in Gerresheim oder Holthausen bis hin zu einem modernen Corporate Design. Bekannt wurde Thorsten Nolting auch durch unkonventionelle Projekte wie beispielsweise soziale Übungen oder geistliche Performances in der Bergerkirche. Am 17. Mai verlässt der 55-Jährige die Diakonie und wechselt zur Inneren Mission nach München. Weggefährten verabschieden sich.

D

Ein verlässlicher Verbündeter

Mit dem Wechsel von Pfarrer Thorsten Nolting von Düsseldorf nach München verlieren wir einen engagierten Mitstreiter und Impulsgeber. Sosehr ich mich mit ihm über seine neue Aufgabe freue, so sehr werde ich ihn und seine engagierte Arbeit und seine Fähigkeit, unterschiedliche Menschen zusammenzubringen, vermissen. Als Vorstandsvorsitzender hat Nolting die Diakonie Düsseldorf nachhaltig geprägt. Sein soziales Engagement brachte er nicht nur dort ein, er setzte auch Akzente in der Flüchtlingspolitik und in der Obdachlosenhilfe und war der Stadt hier stets ein verlässlicher Verbündeter.

Thomas Geisel, Oberbürgermeister

A

Diakonie ist Kirche

Thorsten Nolting hat viele Gaben. Unter anderem: Er kann Vertrauen aufbauen und hat Vertrauen aufgebaut. Die Kirchengemeinden verstehen die Diakonie Düsseldorf als ihre Diakonie, eine Partnerin, mit der man nicht nur in Fragen der Kindertagesstätten kooperieren kann, sondern die auch in der Vielfalt ihrer Bezüge gefragt und gehört wird. Langer Atem, Kompetenz, Verbindlichkeit und das Selbstverständnis, seinen Dienst als Pfarrer wahrzunehmen, haben dazu beigetragen. Danke! Gott befohlen.

Heinrich Fucks, Superintendent

N

Wir verstehen uns sehend

Mit Thorsten Nolting verbindet mich ein 25-jähriger Gedankenaustausch über Ästhetik, Kunst und Fußball. Manche dieser Gedanken sind Plakat geworden, manche Buch, einige sind verschwunden im digitalen Raum. Das wunderbare Gefühl dabei war immer, dass wir nie der gleichen Meinung sein mussten und dass oft schon eine Andeutung genügte, um der gleichen Meinung zu werden. Dass wir uns blind verstehen, wäre in diesem Fall eine unzutreffende Beschreibung: Wir verstehen uns sehend.

Fons M. Hickmann,
Professor für Visuelle Kommunikation
und Inhaber des Designstudios
Fons Hickmann M23 Berlin

K

Ein Glücksfall für die Diakonie

Als ich im November 2001 in das Kuratorium der Diakonie (und zwei Monate später zum Vorsitzenden) gewählt wurde, war meine wichtigste Aufgabe die Suche nach einem neuen Diakoniepfarrer! Dem Kuratorium wurden zwei Kandidaten vorgeschlagen – Thorsten Nolting gewann mit einer Stimme Vorsprung. Er erwies sich als Glücksfall für die Diakonie – auch wenn seine betriebswirtschaftlichen Kenntnisse anfangs doch recht bescheiden waren. In den Jahren, die ich mit ihm zusammenarbeiten durfte, entwickelte er sich zu einem brillanten theologischen Unternehmer mit Mut, Gestaltungswillen und -kraft, Kreativität, Empathie und Charisma. Es machte mir sehr viel Spaß, mit ihm zusammenzuarbeiten und die Diakonie zum Erfolg zu führen – für alle betreuten Menschen! Jetzt beginnt ein neues Kapitel – für ihn in München und für mich endgültig im Ruhestand. Die besten Wünsche und Gottes Segen mögen ihn begleiten!

Dr. Roland Schulz, Vorsitzender
des Kuratoriums

E

Ein Freund, der uns fehlen wird

Thorsten Nolting war jahrelang ein engagiertes, fachkundiges und sehr geschätztes Mitglied unseres Vorstandes. Wir bedauern es deshalb sehr, dass er Düsseldorf verlässt. Neben seinem Einsatz und seiner Unterstützung für den Kunstverein werden wir ihn und seine Frau Susanne Nolting auch als wichtige und engagierte Akteur*innen im Kunst- und Kulturleben Düsseldorfs missen – an dem sie nicht nur als interessiertes Publikum teilnahmen, sondern das sie durch ihr kulturpolitisches Engagement, ihre vielfältige Unterstützung und ihre herzliche, offene Art aktiv mitgestaltet haben. Thorsten Nolting wird uns als Freund und fachkundiger Berater fehlen. Wir wünschen Thorsten und Susanne Nolting alles erdenklich Gute in München, ihr Wechsel ist nicht nur für uns vom Kunstverein, sondern fraglos für die gesamte Kunst- und Kulturszene in Düsseldorf ein großer Verlust. München kann sich glücklich schätzen!

Eva Birkenstock, Direktorin Kunstverein
für die Rheinlande und Westfalen,
Düsseldorf

Georg Kulenkampff, Vorstandsvorsitzender,
Kunstverein für die Rheinlande
und Westfalen, Düsseldorf

Ein Mann der Tat

Seit 1997 verbindet uns eine kritische Freundschaft – nicht die Freundschaft selbst steht in der Kritik, sondern die Themen, die wir besprechen, und dass, was daraus erfolgt! Du hast der Kunst Handlungsräume geöffnet – erst die Johanneskirche, dort haben wir „ein Fenster“ als Prozess über zwei Jahre realisiert, dann die Bergerkirche, eng mit dem Eingriff von Tobias Rehberger verbunden, und in der Versöhnungskirche in Flingern, wo Thomas Schüttes Engel schwebt ... In vielen Einrichtungen kommt die Kunst zur Sprache und unterstützt, kommentiert die diakonische Arbeit. Du hast mit Kongressen die Zukunft über die Gegenwart befragt – und performativen Interventionen Raum gelassen. Du bist eben ein Mann der Künste – ein Mann der Tat! (Die Bayern können sich warm anziehen ...!)

Mischa Kuball,
Professor for public art

Ein gefragter Partner

Thorsten Nolting hat die Diakonie Düsseldorf über viele Jahre zu einem sehr erfolgreichen und gefragten Partner in allen sozialen Fragen in der Landeshauptstadt weiterentwickelt und mit diakonischen Orten wie dem Diakonie Campus in Flingern, in Wersten oder in Gerresheim auch die Stadtlandschaft diakonisch geprägt. Dabei hat er Diakonie und Kirche genauso wie Diakonie und Kunst für überaus gewinnbringende Partnerschaften gewonnen, die die Ausstrahlung dieser Orte in besonderer Weise erleuchten.

Ulrich Lilie, Präsident
Diakonie Deutschland

Kita-Kinder besuchten Junges Schauspiel

Das Junge Schauspiel und die Diakonie Düsseldorf haben eine neue Kooperation. Für mehr als 1000 Kinder der Kitas der Diakonie Düsseldorf hat das Junge Schauspiel die neue Produktion für Kinder ab 2 Jahren „Was die Sonne nachts macht“ gespielt. In dem Stück erleben die kleinen Zuschauerinnen und Zuschauer eine Reise durch Licht und Dunkel. Thorsten Nolting, Vorstandsvorsitzender der Diakonie, betont die Bedeutsam-

keit von Theater für die ganze Familie: „Wir möchten eine frühe Begegnung mit der zauberhaften und erkenntnisreichen Welt des Theaters ermöglichen. Die Diakonie-Woche hat viele Kinder und Familien, die sich gar nichts unter Theater vorstellen können, noch nie oder schon lange nicht da waren, für die tolle Arbeit des Jungen Schauspiels begeistert, weil dort Pädagogik und Kunst in bester Weise zusammenspielen.“

Instagram-Kanal für Kinder und Jugendliche

Mit Beginn der Osterferien ist der Instagram-Kanal der Diakonie für Kinder und Jugendliche an den Start gegangen. Unter www.instagram.com/die_kleine_diakonie bekommen Kinder, Jugendliche und natürlich ihre Eltern wertvolle Tipps und Empfehlungen, wie sie die Zeit zu Hause sinnvoll verbringen können. Die Expertinnen und Experten aus den unterschiedlichen Bereichen der Diakonie wie Offene Ganztagschulen, Schulsozialarbeit, Kindertageseinrichtungen und Stadteilladen Flingern liefern die Inhalte für den Kanal. Die kleine Diakonie bietet Empfehlungen für Sportaktivitäten, die Vereine oder Institutionen virtuell anbieten, kreative Mal- und Bastelideen oder Koch- und Backvorschläge. Hier gibt es also auch nach Corona viel Inspiration für Familien.

Wie viel Kirche braucht die Stadt?

Mit einem Beteiligungsprojekt für Düsseldorfer Bürgerinnen und Bürger, dem sogenannten Bürgergutachten 2020, ist der Evangelische Kirchenkreis Düsseldorf an den Start gegangen. Was denken Düsseldorferinnen und Düsseldorfer - unabhängig davon, ob sie der Evangelischen Kirche nahestehen - über die Rolle und Aufgabe der Kirche? „Wie viel Kirche braucht die Stadt?“ lautet die Kernfrage des Bürgergutachtens - ein Verfahren des Instituts für Demokratie- und Partizipationsforschung (IDPF) der Bergischen Universität Wuppertal.

Mehr Informationen finden Interessierte unter:
wieviel-kirche-braucht-die-stadt.de

Dialog No. 3/2020 – Berührung

Herausgeber
Thorsten Nolting
Diakonie Düsseldorf - Gemeindedienst
der evangelischen Kirchengemeinden e. V.

Redaktion
Anne Wolf (verantwortlich),
Stefanie EB, Kira Küster, Christoph Wand
Freie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter:
Daniela Arndt, Thomas Becker,
Karl Grünberg, Anne Heidrich,
Martin Herrndorf

Redaktionssekretariat
Agnes Golla
Platz der Diakonie 3, 40233 Düsseldorf
Telefon 0211 73 53 299
E-Mail info@diakonie-duesseldorf.de

Coverfoto & Bildstrecke
Beat Streuli (Galerie Jochen Hempel, Leipzig)

Fotos
Daniela Arndt, Gerald Biebersdorf,
Andreas Endermann, David Ertl,
Karl Grünberg, Marcelo Hernandez,
Katja Illner, Thomas Koy, Kira Küster,
Sabrina Radeck, Waldemar Salesski,
Bernd Schaller, Petra Warrass,
S. 38 Photo by malmanxx on Unsplash

Lektorat
Maike Kleihauer

Gestaltung & Art-Direktion
Fons Hickmann M23, Berlin
Prof. Fons Hickmann, Raúl Kokott
www.m23.de

Druck
Tannhäuser Media, Düsseldorf

Papier
Circleoffset Premium White, 100 Prozent
Altpapier, Umweltzertifizierungen:
Blauer Engel, Ecolabel, FSC

Auflage
10000

Erscheinungsweise
halbjährlich

Spendenkonto
Diakonie Düsseldorf
IBAN DE87 3005 0110 0010 1057 57
BIC DUSSEDDXXX

Im Netz
www.diakonie-duesseldorf.de
www.facebook.com/diakonie.duesseldorf
www.twitter.com/diakonie_ddorf



20/21

tanzhaus-nrw.de

tanzhaus nrw
düsseldorf

Özlem Alkis
José Manuel Álvares
Artmann & Duvoisin
Batsheva Dance
Jérôme Bel
Panaibra Canda
Cena 11 / Alejandro Ahmed
Éric Minh Cuong Castaing
Dance On / Jan Martens
Yasmeen Godder
Hartmannmueller
Katja Heitmann
Choy Ka Fai
Leandro Kees
Juan Carlos Lérída
Ligia Lewis
Lea Martini
Dorothee Munyaneza
Fabien Prioiville
Ben J. Riepe
Eko Supriyanto
Stephanie Thiersch &
Brigitta Muntendorf
Enis Turan
Alexandra Waierstall
Miet Warlop
Sebastian Weber
uvm

Factory Artists
Reut Shemesh

Nutrospektif
Friederike Frost, Bahar Gökten, Daniela Mba,
Yeliz Pazar, Daniela Rodriguez Romero

Alfredo Zinola

Stand 03/20

